

(Paed. Th.)

1642

To
Paed. Th.
1642

Glanning



<36611346110010

<36611346110010

Bayer. Staatsbibliothek

Der
französische Schulunterricht
und
das nationale Interesse.

Ein pädagogischer Versuch

von

Dr. Friedrich Glauning,
k. Professor in Nürnberg.

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1875.





Einleitung.

Zwei fremde Sprachen haben vorzugsweise in die Entwicklung der deutschen eingegriffen, zuerst Lateinisch, dann Französisch, und zwar fördernd, indem sie dem noch wenig sprachgewandten Deutschen Vorbilder der Rede und Darstellung sowie einen Schatz neuer Wörter lieferten, aber auch hemmend, weil sie lange Zeit hindurch auf dem Boden sich breit machten, auf welchem die deutsche Sprache erwuchs, und diese an ihrer eigenen Ausbreitung und Entfaltung verhinderten.

Während des Mittelalters beherrschte das Latein Kirche und Schule in ganz Europa, Latein war die Sprache der Diplomaten und Rechtsgelehrten und seit dem Wiederaufblühen der klassischen Studien Umgangssprache der Gebildeten, vornehmlich in Deutschland. Deshalb beschäftigten sich die Schulen des 16. Jahrhunderts am meisten mit solchen Werken, die am besten in die lateinische Umgangssprache einzuführen schienen, wie Ciceros Briefe, die Lustspiele des Plautus und Terenz; der Uebung im Lateinsprechen diente ferner die Auf- führung lateinischer Schulcomödien. Die Schüler der berühmten Rektoren Trotzendorf in Goldberg (1490—1556) und Sturm in Strassburg (1507—89) mussten auch ausserhalb der Unterrichtszeit lateinisch mit einander sprechen, wollten sie nicht strenge Bestrafung gewärtigen; und noch im Jahre 1654 stellt

die Frankfurter Schulordnung die gleiche Forderung. Während jene Schulmänner die deutsche Sprache völlig unbeachtet liessen, sprach Comenius (1592—1671) die Ansicht aus, dass zwei Sprachen bis zur möglichsten Vollkommenheit zu erlernen seien, die Muttersprache und das Latein¹⁾. In der Theorie überflügelt er also seine Vorgänger, indem er der Muttersprache zu ihrem Recht verhilft. Aber auch er verlangt von dem Knaben tägliche, ja stündliche lateinische Stilübungen, strenge Nachahmung Ciceros und stetes Lateinsprechen in und ausser der Schule²⁾. Wie die römische Kirche berufen sei, die verschiedenen Völker des Erdkreises unter ihrem Scepter zu vereinigen, so müsse die Sprache der alten Römer als geistiges Band die Nationen der Welt miteinander verknüpfen. In Comenius lebte noch die mittelalterliche Idee der Christenheit, die aber auf dem Gebiete des Staatslebens schon öfters den nationalen Interessen hatte weichen müssen³⁾. Je weiter aber jene Idee zurückwich, je schärfer im Leben der Völker die besonderen Eigenthümlichkeiten, Bedürfnisse und Interessen in ihrer Verschiedenheit heraustraten, desto mehr verlor allmählich die lateinische Sprache ihre Stellung als gemeinsame Dolmetscherin der Völker, um den einzelnen Sprachen das Feld zu räumen. Aber frei war die Bahn darum noch nicht. Denn begünstigt durch die politischen Verhältnisse trat nun eine Tochter des Lateinischen, die französische Sprache, das Erbtheil der Mutter an, indem sie seit dem Nimweger Frieden als internationale Verkehrssprache sich aufdrängte. In der Schule fand sie zwar noch wenig Eingang, desto mehr in den fürstlichen und adeligen Familien, wo die Kinder von französischen Hofmeistern und Gouvernanten fast ausschliesslich in der fremden Sprache unterrichtet wurden. Und nicht erst nach dem 30jährigen Krieg. In einem Briefe an Turnebus sagt der französische Rechtsgelehrte Etienne Pasquier im Jahre 1552: Mais

¹⁾ Raumer, Gesch. der Pädag. II, 61.

²⁾ Ebend. 86.

³⁾ Ranke, frz. Gesch. 2. Aufl. I, 45 f. 116 f.

pourquoy dy-ie cecy, si nous la (la langue française) voyons aujourd'huy en telle reputation et honneur que presque en toute l'Allemagne (que dy-ie l'Allemagne, si l'Angleterre et l'Ecosse y sont comprises) il ne se trouve maison noble qui n'ait precepteur pour instruire ses enfans en nostre langue Françoise? — Der Franzose mag übertreiben; allein man erkennt wenigstens, dass längst vor Ludwig XIV. und vor der klassischen Literaturperiode die französische Sprache in Deutschland ziemlich tiefe Wurzeln gefasst haben muss¹⁾. Aber die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt, wie der politische Einfluss Frankreichs gesunken ist. Deutschland schüttelt das Joch der französischen Sprache ab, wie es sich früher von den Fesseln der lateinischen befreite. Während in früheren Jahren die Berichte der preussischen Gesandten im Ausland an ihre Regierung und umgekehrt in französischer Sprache geschrieben wurden, werden dieselben jetzt in deutscher Sprache abgefasst²⁾. Im diplomatischen Verkehr des deutschen Reiches mit England, Amerika und der Schweiz wird jetzt die deutsche Sprache gebraucht; an die französische Botschaft wird „im Interesse der Geschäftserleichterung“ französisch geschrieben. Im schriftlichen Verkehr mit den übrigen ausserdeutschen Regierungen und Gesandtschaften bedient man sich der französischen Sprache, insofern und so lange diese ihrerseits französisch schreiben. Mittheilungen in der eigenen Landessprache werden in deutscher Sprache beantwortet. Dieser modus vivendi entspricht gleichmässig dem praktischen Bedürfniss des internationalen Verkehrs und der Würde jeder einzelnen Nation³⁾.

In den Schulen fand Französisch verhältnissmässig spät Eingang und Pflege; das Latein war ein zu mächtiger Rivale. Zwar hört man von Universitätslehrern, die gegen Ende des

¹⁾ Beweisstellen für ihre Verbreitung im Mittelalter gibt Baumgarten in Schmid's pädag. Encyclop. in dem Art. „Französ. Sprache“.

²⁾ A. A. Z. B. 350. — J. 1873.

³⁾ D. R. u. St. A. in der A. A. Z. 358. J. 1873.

16. Jahrhunderts angestellt wurden, Rabot und Dulcis in Wittenberg, Garnier in Leipzig; indess ihre akademische Wirksamkeit dürfte bescheiden genug gewesen sein. An den Mittelschulen wurde es als Lehrgegenstand mit der edlen Tanzkunst so ziemlich auf gleiche Stufe gestellt. Nach den Freiheitskriegen verschwand es völlig von dem Lehrprogramm der höheren Schulen; in Preussen wurde es 1831, in Bayern 1854 wieder aufgenommen. Seit dieser Zeit aber hat es sich im Leben der Schule in immer weiteren Kreisen ausgedehnt, und anfangs nur wegen seiner praktischen Brauchbarkeit zugelassen will es jetzt als ebenbürtig und gleicher Leistungen fähig an die Seite oder gar an die Stelle des früher alleinberechtigten Latein treten.

Allein wie schon im 17. Jahrhundert der Patriotismus gegen die Verbreitung der fremden Sprache in Deutschland eiferte, so fand dieselbe im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, als der Druck des corsischen Eroberers schwer auf Deutschland lastete, heftige Widersacher, welche in patriotischem Zorne die Ausweisung der fremden Sprache aus den deutschen Schulen forderten und durchsetzten. In seiner Schrift: „Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten“ führt Laas eine Reihe von Männern auf, die im vaterländischen Interesse vor der Beschäftigung der deutschen Jugend mit dem Französischen eindringlichst warnen. Am schroffsten unter ihnen urtheilt Rühs, von dem folgender Ausspruch angeführt wird¹⁾: „Ganz unleugbar ist es, dass das jugendliche Gemüth durch eine frühe Bekanntschaft mit der französischen Sprache verwirrt und befleckt wird; sie schwächt den Sinn und die Neigung für das, was die wahre und einzige Schule des deutschen Jünglings ausmachen soll, das Alterthum und die deutsche Vorzeit.“ — Aber auch Laas findet die gegenwärtige Ausdehnung des französischen Unterrichts in den deutschen Schulen bedenklich. Er fragt²⁾: „Sind die Gefahren für unsere

¹⁾ S. 66 f.

²⁾ S. 67 f.

nationale Selbständigkeit und sittliche Integrität geringer geworden?“ — „Ich dünke nicht“, lautet seine Antwort. Und an derselben Stelle: „Gleichwohl bleibt es klar, dass trotz aller schönen Redensarten über „den hellen Glanz neuzeitlicher Bedürfnisse und Bestrebungen“ „über höhere Interessen der Menschheit“ die weithingelagerte Beschäftigung mit der französischen Sprache und Literatur, wie sie auf Realschulen üblich ist, aufhören muss.“

Ist die von Laas im Anschluss an die Patrioten der Freiheitskriege ausgesprochene Befürchtung begründet oder nicht? — Diese Frage sucht der folgende Aufsatz zu beantworten.

I.

Verhältniss des französischen Unterrichts zu den übrigen Lehrfächern.

Zunächst ist es nothwendig festzustellen, wie viel Zeit die Realschulen auf den französischen Unterricht verwenden. Einfach zu sagen: so und so viel Stunden fallen auf denselben in dieser oder jener Lehranstalt genügt hiezu keineswegs. Wenn man eine richtige Anschauung von seiner Ausdehnung gewinnen will, muss ermittelt werden, in welchem Verhältniss das Französische hinsichtlich seines zeitlichen Umfanges zu der Gesamtunterrichtszeit und zu den anderen Sprachen steht. Im Folgenden werden nun die Resultate zusammengestellt, die eine möglichst genaue Berechnung der verschiedenen Unterrichtsstunden an einigen Realschulen ergab.

An der Königstädtischen Realschule zu Berlin wurden im Sommer 1868 wöchentlich 476 Stunden ertheilt, darunter 46 St. in deutscher, 52 in französischer, 28 in englischer und 75 in lateinischer Sprache. Also beträgt der französische Unterricht nahezu 11 Procent des gesammten, fast 26 Proc. des sprachlichen Unterrichts.

In der Encyclopädie für das Studium der neueren Sprachen entwirft Bernhard Schmitz S. 385 einen Lektionsplan, wie er nach seiner Ansicht in einer für alle Berufsarten vorbereitenden Unterrichtsanstalt beschaffen sein müsste und nach seiner Ueberzeugung in Zukunft sein wird. Der Plan ist

für eine Anstalt berechnet, welche aus drei unteren Klassen mit einjährigem, aus 4 oberen mit je zweijährigem Cursus besteht, so dass ein Schüler in der Regel elf Jahre darin zubringt, er müsste denn — was unter Umständen gestattet werden soll — eine oder mehrere der oberen Klassen in anderthalb Jahren absolviren. Anfang und Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts bildet hier das Französische, welches in den 3 unteren Klassen, sowie in Tertia allein getrieben wird; in Secunda schliesst sich der englische Unterricht an, in Prima der lateinische, in Ober-Prima der griechische. Es ist nicht Aufgabe dieser Darstellung, die Möglichkeit oder Zweckmässigkeit dieser Anordnung darzulegen; hier kommt es lediglich darauf an, welchen Theil der gesammten Unterrichtszeit die französische Sprache als Trägerin des fremdsprachlichen Unterrichts angewiesen erhält. Der Lehrplan bestimmt für die 7 Klassen zusammen wöchentlich 204 Stunden, 100 für Sprachen überhaupt, die deutsche inbegriffen, 34 für Französisch insbesondere. Demnach nimmt dasselbe 16,6 Procent der gesammten Unterrichtszeit, 34 Proc. des sprachlichen Unterrichts in Anspruch. Untersucht man aber, wie viel Procent seiner Lehrzeit ein Schüler dem Französischen zuwendet, wenn er volle elf Jahre braucht, um die Anstalt zu absolviren, so ergibt die Berechnung 15,4 Proc.

An der Luisenstädt. Gewerbschule zu Berlin, in deren Lehrprogramm das Latein fehlt, wurden laut Jahresbericht im Winter 1873/74 wöchentlich 369 Stunden ertheilt; hievon kamen 60 Stunden auf den deutschen, 21 auf den englischen und 61 auf den französischen Unterricht. Der letztere betrug also 16,5 Proc. des gesammten, 43 Procent des sprachlichen Unterrichtes.

In der im Herbst 1873 zu Berlin gehaltenen Schulconferenz verlangte ein Theil der anwesenden Schulmänner im Interesse des Mittelstandes die Gründung von Mittelschulen, welche ihre Schüler nicht für ein Staatsamt, sondern nur für das bürgerliche Leben vorbereiten sollen. Dass an diesen Mittelschulen bloss in den neueren Sprachen unterrichtet wer-

den soll, darüber war man einig; auseinander gingen die Ansichten bezüglich der Frage, ob Französisch und Englisch oder ersteres allein in den Lehrplan aufzunehmen sei. Mag die Entscheidung künftig ausfallen, wie sie will, so viel scheint klar, dass der französischen Sprache kein geringerer Raum im Lehrprogramme gewährt werden kann, als dies an der Luisenstädt. Gewerbschule der Fall ist. Immerhin würde sie dann nicht einmal ein Fünftel der ganzen Unterrichtszeit und noch nicht die Hälfte der für Sprachen überhaupt verwendeten Zeit erfordern. Dass aber bei diesem Verhältniss die deutsche Gesinnung in den Schülern Schaden erleiden müsse, darf somit verneint werden.

Wenn die Voraussetzung richtig ist, dass die Beschäftigung mit der franz. Sprache und Literatur Gefahren für die Bildung der deutschen Jugend berge, so muss man sie folgerechter Weise von dem Programm der Schulen ganz und gar entfernen; lässt man sie aber mit Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit auf vielen Lebensgebieten einmal zu, wenn auch nur in dem geringen Umfang zweier Wochenstunden, so kann sie in dieser beschränkten Ausdehnung ihres Betriebs ebenso gut eine schädliche Wirkung ausüben, ja genau genommen muss sie dies, falls die schlimmen Eigenschaften, die man ihr nachsagt, wirklich zu ihrem besonderen Wesen gehören. Dazu kommt die Schwierigkeit, zu bestimmen, bei welcher Ausdehnung des französ. Unterrichts die Gefahren desselben beginnen und die schlimmen Eigenschaften der Sprache anfangen zu wirken.

Gesetzt den Fall, Französisch sei die einzige fremde Sprache, welche an einer Schule betrieben wird, wie es bisher an den bayrischen Gewerbschulen der Fall war und von mehreren Schulmännern bei Gelegenheit der Berliner Schulconferenz für die in Aussicht genommenen Mittelschulen gefordert wurde, so wäre eine Schädigung des nationalen Bewusstseins bei den Schülern einer solchen Anstalt gleichwohl nicht zu befürchten. Denn dem französ. Unterricht steht der deutsche gegenüber, der französ. Literatur die deutsche. Schiller allein,

wenn die Schüler mit seinen Werken gehörig vertraut gemacht werden, schützt die vaterländische Gesinnung vor jedem fremden Einfluss. Der deutsche Aufsatz, die beständige Uebung, alle Gedanken, in korrektes Deutsch zu kleiden, muss an diesen Anstalten, wie in allen Schulen, ein Hauptziel des gesammten Unterrichts sein. Dieser Uebung haben alle Zweige des Unterrichts zu dienen, Geschichte und Geographie, Naturbeschreibung und nicht am wenigsten die französische Sprache selbst. Es lässt sich ja nicht auf der Goldwage abwägen, um wie viel der lateinischen Sprache mehr formale Bildungskraft innewohnt als der französischen; dass aber letztere ein ganz vortreffliches sprachliches Bildungsmittel ist und für eine genauere Kenntniss der Muttersprache dienstbar gemacht werden kann, das weiss jeder, der dieselbe gründlich kennt, und was bedeutend ins Gewicht fällt, jeder, der sie lehrt. Man denke nur an das Capitel von der französ. Wortstellung, das für den deutschen Unterricht so viele lehrreiche Vergleichungspunkte darbietet. Die Meinung, als wäre die französ. Sprache zu leicht, um bildend zu sein, mag von solchen ausgehen, die anfangen sie zu lernen, nachdem sie durch jahrelange Beschäftigung mit dem Latein schon ein gewisses Mass sprachlicher Bildung sich erworben hatten. So wurde es ihnen freilich leicht, in verhältnissmässig kurzer Zeit zum Verständniss eines französ. Textes zu gelangen. Ob es ihnen eben so leicht geworden wäre, denselben in gutes Deutsch — oder auch einen deutschen Text von nur mässiger Schwierigkeit in leidliches Französisch zu übertragen, das ist eine andere Frage. Der Schüler aber, der Französisch als erste fremde Sprache lernt, in einem Alter, wo der jugendliche Geist noch nicht aus den Kinderschuhen getreten ist, findet eine Masse von Schwierigkeiten, die ihm auf Schritt und Tritt geistige Anstrengung zumuthen. Uebrigens sei hier das Urtheil eines Mannes angeführt, dessen Autorität man gerne gegen die französische Sprache anruft. Im 54sten seiner Briefe über Beförderung der Humanität sagt Herder: „Jedermann muss bemerkt haben, dass es im ganzen Europa keine verschiedenere Denk- und Mundarten gebe, als

die französische und die deutsche, so nachbarlich sie wohnen. Aus keiner Sprache ist so schwer zu übersetzen, als aus der französischen, wenn der deutschen Sprache ihr Recht, ihre ursprüngliche Art bleiben soll.“ Wenn nun der französische Unterricht in richtiger Weise, d. h. mit steter Beziehung auf die deutsche Sprache ertheilt wird, so ist nicht abzusehen, wie er die nationale Denkweise schädigen soll; er wird vielmehr so gut wie der lateinische zu deren Kräftigung und Befestigung dienen. Was aber das politische Verhältniss der deutschen Nation zur französischen betrifft, so wird der Geschichtsunterricht, der die deutsche Geschichte vorzugsweise zu berücksichtigen hat, den Schüler in hinlänglichem Masse aufklären. Deutsche Sprache und Literatur, deutsche Geschichte mögen im vorigen Jahrhundert eine traurige Rolle an den Schulen gespielt haben; gegenwärtig nehmen diese Fächer eine Stellung ein, welche in den Herzen der Schüler gewiss keinen fremdartigen Einfluss aufkommen lässt; und wäre dies nicht der Fall, so läge es eben an uns, ihnen diese Stellung zu geben.

An den meisten höheren Schulen hat das Französische ein Gegenwicht in andern fremden Sprachen, welche, in grösserer oder geringerer Ausdehnung betrieben, in ihrer Vereinigung mit der deutschen dem Einflusse des französischen Charakters auf das jugendliche Gemüth einen anderen Einfluss entgegensetzen, durch welchen dasselbe vor etwaigem Schaden bewahrt bleibt. An der Königstädt. Realschule stehen 30 Stunden für Deutsch, 49 für Latein, 17 für Englisch, zusammen also 96 Stunden sprachlichen Unterrichtes d. h. 32,7 Procent der wöchentlichen Unterrichtszeit den 30 französischen Stunden, d. h. ungefähr 10 Proc. aller Wochenstunden gegenüber. Mehr als die dreifache Zeit des französ. Unterrichts wird auf die übrigen Sprachen verwendet, und diese sollten nicht im Stande sein, die Schüler vor sittlichen Nachtheilen von Seiten der franz. Sprache zu behüten? Selbst der von Schmitz entworfene Lehrplan, welcher der franz. Sprache in dem Organismus des Unterrichts eine so hervorragende Funktion zuweist,

bestimmt 32 Stunden für Deutsch, 12 für Latein, 12 für Englisch, 6 für Griechisch, zusammen 62 Stunden oder 30 Proc. der wöchentlichen Unterrichtszeit für den Unterricht in allen übrigen Sprachen gegenüber 34 Stunden (oder 17 Proc. derselben) für Französisch, so dass auf erstere immer noch fast die doppelte Zeit des franz. Unterrichtes trifft. Seitdem Deutschland mit der englischen Literatur bekannt geworden ist, hat auch der englische Schulunterricht nicht bloss im Norden, sondern auch im Süden eine von Jahr zu Jahr wachsende Verbreitung gewonnen, die in Bayern noch stark im Zunehmen begriffen ist. Einen ziffermässigen Nachweis hiefür könnte die Verlagshandlung von Schwetschke in Halle liefern durch Angabe der Zahl von Exemplaren des Zimmermann'schen Lehrbuches, die sie in den letzten Jahren allein nach Nürnberg geliefert hat. Wenn nun der franz. Unterricht in den Schülern eine Hinneigung zum französischen Wesen erzeugt, so muss daneben der englische eine gleiche Hinneigung zum englischen Charakter erwecken, und die deutsche Jugend wäre demgemäss in ihren ausländischen Neigungen wenigstens getheilt. Allein diese Neigungen dürften durch den Schulunterricht kaum eine solche Stärke gewinnen, dass sie dem deutschen Denken und Fühlen des Jünglings den geringsten Abbruch zu thun vermöchten. Denn wenn das Kind von Geburt an keinen andern Laut vernimmt als die Muttersprache, wenn in den ersten Schuljahren wiederum die Muttersprache den einzigen sprachlichen Unterricht bildet, wenn in den höheren Schulen die fremden Sprachen in geeigneter Weise benützt werden, um ein immer gründlicheres Erfassen ihres Wesens und gesteigerte Fertigkeit in ihrer Handhabung zu vermitteln, da ist wahrhaftig schwer zu begreifen, wie die nationale Denkweise und Gesinnung der Schüler, die in den frühesten Jahren in ihnen Wurzel gefasst hat und durch alle der Schule zu Gebot stehenden Mittel gehegt und gepflegt wird, durch die Kenntnissnahme der franz. Sprache und Literatur gestört oder irgendwie geschädigt werden soll.

Aber wird denn nicht die Fähigkeit, französisch zu denken,

als das anzustrebende letzte und höchste Ziel des französischen Unterrichts bezeichnet? Werden nicht an vielen Schulen pflichtmässig Conversationsübungen gehalten? Gibt es nicht Institute, deren Zöglinge angehalten werden, auch ausser den Unterrichtsstunden im Verkehr untereinander wie mit Lehrern und Lehrerinnen sich der franz. Sprache zu bedienen? — Was die erste dieser Fragen betrifft, so kann man füglich zweifeln, ob jenes Ziel an den Schulen erreicht wird; an sehr vielen Schulen ist wohl nicht daran zu denken. Aber wie dann, wenn es erreicht wird? Dann ist noch ein himmelweiter Unterschied zwischen der Fähigkeit, in einem gegebenen Augenblick mit bewusster Absicht einen Gedanken unmittelbar in französischer Form zu fassen, und einem unbewussten, unwillkürlichen, gewohnheitsmässigen Französischdenken. Hiezu gehört ein längerer Aufenthalt in ausschliesslich französischer Umgebung, aber selbst dann bleibt Denken und Sprechen trotz französischer Einkleidung im Grunde immer noch deutsch, und wenn der Verstand das französische Denken zur höchsten Virtuosität ausgebildet hat, so kann das Herz immer noch echt deutsch fühlen; und im Herzen wohl mehr als im Kopfe ruht der Patriotismus. Wenn nun der Schüler veranlasst wird, seine Gedanken sofort in französisches Gewand zu kleiden — mehr kann und braucht die Schule nicht zu leisten — so ist das wesentlich nichts anderes als ein im Schnelltempo abzufassendes Exercitium oder ein potenziertes Extemporale, für den jugendlichen Geist eine treffliche Anregung, durch welche all seine Kräfte, die häufig genug in behaglicher Ruhe schwelgen, zu gemeinsamer, rascher Thätigkeit aufgerufen werden. Niemals wird dieses Französischdenken so weit gehen, dass sich ein Schüler französisch auf etwas besinnt.

Wie sehr die Sprache, welche ein Mensch in seiner Jugend zuerst lernt, — gleichviel, ob es die seiner Eltern und seiner Heimat oder eine fremde ist — zu einer Naturmacht wird und anderen, später gelernten gegenüber sich behauptet, zeigt das Beispiel Montaigne's, welcher Folgendes berichtet¹⁾:

¹⁾ Ess. III, 2.

Le langage latin m'est comme naturel: ie l'entens mieux que le François: mais il y a quarante ans que ie ne m'en suis du tout point servy à parler, ny guere à escrire. Si est ce qu' à des extremes et soudaines esmotions, où ie suis tombé, deux ou trois fois en ma vie: et l'une, voyant mon pere tout sain, se renverser sur moi pasmé: i'ay tousiours esclancé du fond des entrâilles les premieres paroles Latines: Nature se sourdant et s'exprimant à force, à l'encontre d'un si long usage. Montaigne lernte bekanntlich, sobald er anfang zu sprechen, nicht Französisch, sondern gleich und zwar in strengster Ausschliesslichkeit Lateinisch; zu diesem Behufe hatte sein Vater einen deutschen Hofmeister verschrieben, der kein Wort Französisch verstehen durfte. Wenn nun trotz einem vierzigjährigen ausschliesslichen Gebrauch der Landessprache die zuerst gelernte lateinische sich so mächtig erwies, dass sie in unbewachten Augenblicken aus der Tiefe des Herzens hervorbrach, wie soll die deutsche Muttersprache, selbst an solchen Schulen, wo bloss Französisch getrieben wird, in Gefahr kommen, durch Uebungen im sogenannten Französischdenken auch nur den geringsten Theil ihrer geistigen Herrschaft zu verlieren? — Wenn aber in gewissen Lehranstalten auch ausserhalb der Schulzeit der Gebrauch der französ. Sprache gefordert wird, so ist dies entschieden zu missbilligen. Denn eben gegen alle fremden Sprachen soll die Jugend im Leben ausser der Schule einen Rückhalt haben; ausserhalb der Schule soll in Deutschland keine andere Sprache herrschen als die deutsche, nicht nur im Umgang der Einheimischen unter einander, sondern auch in deren Verkehr mit Ausländern! Leider ist man noch allzu duldsam gegen die fremden Gäste, die da meinen, für Geld sei in Deutschland alles zu haben.

Das Deutschland des 17. und 18. Jahrhunderts stand dem Andringen der französischen Sprache und Literatur freilich fast wehrlos gegenüber und erlebte daher eine lange Periode schmachvoller geistiger Knechtschaft. Wo lebte damals deutsches Nationalgefühl, wo war das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aller derer, welche deutsch redeten? Gewiss

lebte es in einzelnen Patrioten und kam auch hier und da zu beredtem, kräftigem Ausdruck, aber die Nation im ganzen war nicht davon erfüllt. Dazu war sie vor allem viel zu sehr politisch zersplittert. Wie stand es im 17. und 18. Jahrh. mit der deutschen Sprache trotz aller Bemühungen der „deutschgesinnten Gesellschaften“, eines Leibnitz und Thomasius? Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts klagt Herder: Bei weitem ist unsre Sprache noch nicht so gebildet, jedem Vortrage, jeder Art des Wissenswürdigen zugebildet, als die Sprachen unsrer Nachbarn; vielmehr haben wir mit einer benachbarten Nation zu kämpfen, dass ihre Sprache die unsere nicht ganz vertilge¹⁾. Wo war in jener Zeit die deutsche Literatur, die der französischen den Rang hätte streitig machen können? Die Dichtungen des deutschen Mittelalters lagen im Staub der Bibliotheken vergraben, kein Mensch wusste von dem Nibelungenlied, das erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus langer Vergessenheit wieder ans Licht gezogen wurde. War es ein Wunder, dass bei solcher Sachlage so viele Vornehme und Gebildete, die nicht lateinisch schreiben konnten oder wollten, sich der französischen Sprache bedienten, dass ihre Bibliotheken fast nur aus französ. Büchern bestanden, dass ein Voltaire, wie Gesner bemerkt, in aller Händen war, dass die Franzosen von allen Seiten bewundert und nachgeahmt wurden? Aber gerade unter dem Druck der Franzosenherrschaft, die in Napoleons brutaler Tyrannei ihren Höhepunkt erreichte, ist das nationale Bewusstsein wieder erwacht, um während des 19. Jahrhunderts alle Schichten des Volkes, Hoch und Niedrig, zu durchdringen. Nachdem eine neue klassische Periode der Nationalliteratur die deutsche Sprache zu herrlichster Entfaltung gebracht, nachdem der deutsche Geist durch stille, rastlose Arbeit sich zu stolzer Höhe emporgerungen, schuf zuletzt das deutsche Schwert im Kampf mit dem alten Erbfeind ein deutsches Reich, das ein

¹⁾ In der Abhandlung: Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten? Zuerst gedr. 1765 in Riga.

gewichtiges Wort im Rathe der Völker zu sprechen hat. Seitdem hat der Deutsche in seiner politischen Geltung, in seiner eigenen Sprache und Literatur einen festen Halt gewonnen gegen die Zudringlichkeit fremder Einflüsse und einen Schatz, nach dessen Güte er den Werth aller fremden und insbesondere französischer Erzeugnisse bemessen und beurtheilen kann.

Wäre der französische Unterricht in der Gegenwart noch so beschaffen, wie vor einem Jahrhundert, hätte die französische Sprache in den höheren Kreisen der Gesellschaft noch die Stellung wie in der Zeit nach dem 30jährigen Kriege, dann wäre die von Laas u. a. ausgesprochene Befürchtung allerdings begründet. Allein man wird behaupten dürfen, dass Französisch aufgehört hat, die Umgangssprache der höheren Klassen zu sein. Französische Erziehung in dem Sinne, dass die Jugend von Anfang nichts lernt als Französisch und dass französische Conversation als Vollendung und Krone aller Bildung gilt, eine Erziehung, über welche schon Herder¹⁾ den Stab gebrochen hat — sie dürfte heutzutage unmöglich sein; denn das Bildungsideal, das dem gegenwärtigen Geschlecht vorschwebt, hat einen viel weiteren Umfang und reicheren Inhalt als das der früheren Jahrhunderte. Wenn es in Deutschland noch französische Bonnen gibt, so ist es, damit die Kinder neben der deutschen Sprache gleich eine fremde mitlernen, was übrigens nicht gebilligt werden soll, nicht aber, damit Französisch ihre Muttersprache werde. Auch werden die französischen Bonnen vielfach durch englische verdrängt. Im ganzen wird man annehmen dürfen, dass die französische Sprache das Leben der Deutschen nicht mehr beherrscht, wenn sie auch nicht völlig aus dem Verkehr derselben untereinander, besonders der älteren Generation, verschwunden sein mag. Kenntniss des Französischen ist, Gott sei Dank, nicht mehr, wie früher, der Schlüssel, der alle Thüren öffnet; und ein junger Mann, dem bloss die Fähigkeit französischer Conversation zu Gebote stünde, wird in Deutsch-

¹⁾ Briefe zur Beförd. der Humanität. Nro. 54.

land nicht viel Glück damit machen. Conversation war aber in früherer Zeit für die Meisten, welche Französisch lernten, die Hauptsache, und der Zweck war massgebend für das Mittel, das Ziel des Lernens für die Methode. Es galt, sich bei Hofe oder in adeliger Gesellschaft gewandt zu bewegen, mit den Franzosen, die zu Tausenden in Deutschland sich ansiedelten oder als fahrende Glücksritter vorübergehend ihren Aufenthalt nahmen, gebildeten Umgang zu pflegen. Lehrmeister waren in der Regel diese selbst. Um Grammatik kümmerte man sich wenig, sie mochte den meisten Franzosen selbst nicht besonders vertraut sein. Dagegen suchte man Wörter und Redensarten zu unmittelbarem Gebrauche sich anzueignen, so gut es ging. Interessant ist, was Göthe in dieser Beziehung von sich erzählt ¹⁾. In seinen Knabenjahren lernte er Französisch ohne Lehrer und ohne Grammatik; durch Umgang und Uebung wurde es ihm wie eine zweite Muttersprache vertraut. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, von jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden, am meisten von einem Altersgenossen, dem jungen Deriones, merkte er sich die Redensarten und Accentuationen, daneben lernte er von den französischen reformirten Geistlichen in Bockenheim, deren Predigt er häufig besuchte. Bei ihm war dies nur der Anfang zu einer umfassenden Kenntniss der französischen Literatur; las er doch in seinen Jugendjahren u. a. auch die grossen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Die grosse Mehrzahl begnügte sich mit der Aneignung ihres Bedarfes für den geselligen Umgang. Nichts Ungewöhnliches war daher, dass Bediente, Soldaten, Schauspieler das Amt des Lehrers übernahmen, ja man muss gestehen, noch in unserer Zeit gab es Lehrer der französischen Sprache, über deren Vergangenheit und Vorbildung seltsame Geschichten umgingen. Indessen die Behandlung des Französischen beim Unterricht ist doch wesentlich anders geworden. In demselben Jahrzehnt, wo es in den preussischen Schulen „aus Rücksicht auf seine

¹⁾ Wahrheit u. Dichtung 3. u. 11. Buch.

Nützlichkeit für das praktische Leben“ wieder zugelassen wurde, erschien (1836—44) die Grammatik der romanischen Sprachen von Diez, ein Werk, das zum ersten Male das Studium der romanischen Sprachen zur Höhe einer ernsten Wissenschaft erhob und Grundlage der romanischen Philologie geworden ist, wie Jak. Grimms Grammatik die der germanistischen. Was seither auf dem Gebiet der französischen Sprache und Literatur von Deutschen geleistet wurde, haben selbst die Franzosen rühmend anerkannt. An allen Universitäten Deutschlands, seit jüngster Zeit auch an den bayerischen, bestehen Lehrstühle für neuere Sprachen, in der Hauptstadt des Reiches wurde für dieselben eine besondere Akademie gegründet, das wissenschaftliche Studium derselben steht in nie zuvor gekannter Blüthe. Was aber die Wissenschaft gewann, daran hat auch die Schule ihren Antheil; denn Niemand soll fortan Französisch oder Englisch lehren, wenn er nicht den Nachweis wissenschaftlicher Bildung liefern kann. Die Methode aber, nach welcher in den Schulen Französisch gelehrt wird, ist im wesentlichen übereinstimmend mit der, welche sich im Laufe der Zeit für den lateinischen Unterricht herausgebildet hat. Diese verlangt hier wie dort genaue Erfassung der fremden Wortformen, Aneignung eines bedeutenden Sprachstoffes und fortwährende Vergleichung des fremden Satzbaues mit dem deutschen. Wenn man auch Französisch zunächst aus praktischen Gründen und wegen eines äusseren Bedürfnisses lernt, so ist ja nicht ausgeschlossen, dass sich mit dem praktischen Zweck ein ideeller verbinde. Auch Latein wird bis auf den heutigen Tag um praktischer Zwecke willen gelehrt und gelernt, aber man hat längst eingesehen, dass dabei neben dem Verständniss des Corpus juris noch anderes, nemlich formale Geistesbildung, erzielt werden kann. Dieselbe Einsicht hat man beim französischen Unterricht gewonnen. Wie im Lateinischen aber nur wenig erreicht wird, ohne gehörigen Aufwand an Zeit, so bedarf auch das Französische eine ausgiebige Anzahl von Schulstunden. Wird ihm diese eingeräumt, so leistet dieser Unterricht ganz dasselbe, was von der Beschäftigung mit lateinischer

und griechischer Grammatik gerühmt wird¹⁾: auch er gewährt Schärfe und Präzision im Denken und Sprechen, weckt durch die naturwüchsige Logik, die gerade im Französischen so offenbar zu Tage kommt, den Scharfsinn, fördert das Verständniss aller geistigen Bildungen und kräftigt durch die Masse des Sprachstoffs das Gedächtniss. Durch die beständig nothwendige Vergleichung wird aber die Kenntniss der Muttersprache in dem Lernenden gefördert, und diese Förderung darf man mit Recht als einen Beitrag zur Erweckung und Pflege vaterländischer Gesinnung betrachten.

Aber weniger die Sprache an sich, als vielmehr die Literatur der Franzosen gilt als eine Quelle moralischer Verderbniss. Man erinnert an die leichtfertigen, schlüpfrigen Romane, mit denen Deutschland überschwemmt worden ist, an die Frivolität, mit welcher jede geheiligte Autorität angegriffen, jede fromme Scheu vor göttlichen und menschlichen Gesetzen und Ordnungen untergraben werde, an die revolutionäre, zerstörende Tendenz der Literatur der beiden letzten Jahrhunderte. Hier ist vor allem zu bemerken, dass die Urtheile über einzelne Werke ein gut Stück auseinander gehen müssen, je nach dem Standpunct, welchen der Einzelne in religiösen und kirchlichen Fragen, in Bezug auf Unterricht und Erziehung einnimmt. Der eine mag deshalb als unbedenklich gelten lassen, was der andere für verwerflich, wenigstens gefährlich hält; so ist es z. B. mit der Geschichte von Paul und Virginie und dem Vicarof Wakefield²⁾. Dass die französische Literatur Vieles enthält, was einem jugendlichen Leser zum Fallstrick werden kann, dass die Nationalfehler der Franzosen in ihren literarischen Werken deutlich zu Tage treten — wenn auch oft nur dem erfahrenen und geübten Blick des Kundigen — darüber herrscht nicht der mindeste Zweifel. Aber schlechte, der Jugend verderbliche Bücher gibt es in jeder Sprache, in

¹⁾ Gust. Freytag, Bilder, 4, 314 f.

²⁾ Schmitz, Encycl. S. 440.

der englischen nicht minder¹⁾ als in der französischen, und leider auch in der deutschen; welches Volk wäre in diesem Punkt ganz rein und makellos? Zu bedauern ist freilich, dass so viele schlechte, unsittliche Erzeugnisse Frankreichs den deutschen Markt überschwemmt haben. Dafür kann aber die Schule nichts, denn nicht durch sie haben jene Bücher in deutschen Kreisen Eingang gefunden, sondern durch die Schaar geschäftiger, und man darf wohl sagen, gewinnsüchtiger Uebersetzer, die alles, was in Frankreich geschrieben wurde, dem Publikum sofort in deutscher Sprache auftrachten. Aber diese Uebersetzer sündigen auf den Geschmack der Lesewelt hin; wäre die Nachfrage nach pikanter Lektüre, nach spannenden Romanen nicht so gross, so brauchten die Uebersetzungsfabriken weniger zu arbeiten. Um hier gründliche Abhilfe zu schaffen, müssten dieselben von Reichswegen geschlossen werden, wenigstens müsste man eine Aufsichtsbehörde einsetzen, die alle ausländischen Erzeugnisse vor ihrer Einführung und Verbreitung zu prüfen und gegebenen Falles zurückzuweisen hätte; alle Bühnenvorstände müssten unter Androhung hoher Geldstrafen angewiesen werden, alle französischen Stücke ein für alle Mal auszuschliessen; auf die Arbeiten der französischen Kunstindustrie müsste man gleichfalls ein scharfes Auge haben. Denn das Gift ist überall verborgen. Die Aussicht auf Verwirklichung solcher Massregeln ist gegenwärtig gering; vielmehr werden wir Deutsche sehen müssen, wie wir uns ohne Unterstützung einer Reichspolizei vor französischer Ansteckung bewahren und in unserer Volksart rein und unbefleckt erhalten. Die oben angedeutete Censur übernimmt aber die Schule; sie wählt aus, was nach allgemein menschlichen und vaterländischen Gesichtspunkten wahrhaft bildend und untadelhaft ist, damit der Geschmack des Schülers so geläutert werde, dass er gar nicht zu den schlechten Machwerken greift. Diese Auswahl ist bereits vollzogen; es besteht ein Canon

¹⁾ s. Macaulay, Hist. of Engl. Tauchn. I, 399. u. Bernh. Schmitz, Fortschritte 2. Heft, S. 136 ff.

französischer Schulschriftsteller oder vielmehr solcher Werke, die in den Schulen gelesen werden können; denn nicht alles, was der einzelne hervorgebracht, ist gleichmässig dazu geeignet. Somit erwirbt sich die Schule durch den französischen Unterricht das Verdienst, den breiten Strom der französischen Einwirkungen in ein geordnetes Bett einzulenken und ihm seine Richtung vorzuschreiben, damit er die angrenzenden Gebiete nicht überfluthe, wohl aber befruchte. Eine gleiche Auswahl hat man früher schon mit den Werken der griechischen und römischen Literatur vorgenommen; unter diesen taugen bei weitem nicht alle zur Schullektüre. Die Ansichten über ihren Werth für Erziehung und Bildung haben sich seit dem 16. Jahrhundert erheblich geändert; damals herrschte Terenz als erster Schulautor, heute wird er kaum in einer Schule gelesen. Und bei manchen Schriftstellern, welche gegenwärtig in den Gymnasien behandelt werden, ist Auswahl sehr nöthig, z. B. bei Horaz und Ovid. Homer bietet manche in geschlechtlicher Beziehung bei aller naiven Unschuld doch so anstössige Stellen, dass sich der Lehrer genöthigt sieht, dieselben zu übergehen und dem Privatflesse des Schülers anheimzugeben. Selbst die Schriftsteller, welche der Schüler zuerst in die Hand bekommt, Nepos und Cäsar, enthalten nicht lauter Beispiele des Guten.

Dass die Schüler im französischen Unterrichte der verhänglichen Tagesliteratur ganz fern bleiben sollen, wie Laas (a. a. O. S. 68) bemerkt, versteht sich von selbst. Man könnte zugleich den Wunsch hinzufügen, es möchte der Schule gelingen, sie auch von deutschgeschriebenen Erzeugnissen der Tagesliteratur fern zu halten, überhaupt von verderblicher deutscher Lektüre; hier ist die Gefahr viel grösser; denn ein deutschgeschriebenes Buch nimmt der jugendliche Leser viel eher zur Hand, als ein französisches; und das letztere wird nicht so leicht und rasch gelesen, als ein deutsches.

In Bezug auf die französischen Geschichtschreiber citirt Laas (a. a. O.) das Urtheil von J. Baumgarten aus der Schmid'schen Encyclopädie; es geht dahin, dass die moderne

französische Geschichtschreibung hauptsächlich ein Plaidoyer für die verschiedenen politischen und religiösen Faktionen, und dass ein vollständiges Verständniss der französischen Geschichtschreiber für die Jugend nur dann erreichbar sei, wenn sie Tagespolitik studire. Die Richtigkeit der ersten dieser Bemerkungen mag dahingestellt bleiben; man muss aber einräumen, dass von den römischen Historikern nicht alle so objektiv, unparteiisch und wahrheitsliebend sind, wie z. B. Tacitus, der freilich auch in einer Zeit lebte und schrieb, wo die politischen Parteien vom Schauplatz des öffentlichen Lebens abgetreten waren, der aber allerdings in Beurtheilung der nichtrömischen Völker eine den früheren Geschichtschreibern unbekannte Vorurtheilslosigkeit an den Tag legt. Cäsars Commentarien sind auch ein Plaidoyer für seine Partei und die Stellung, welche er in derselben einnimmt. Indem Bernhardt in seinem Grundriss der römischen Literaturgeschichte¹⁾ die Eigenschaften der Cäsarischen Geschichtschreibung bespricht, fährt er mit folgenden Worten fort: „Davon war unzertrennlich der einseitige Standpunkt des Parteihauptes (nach Suet. 56 vermisste schon Asinius Pollio manchmal Genauigkeit und volle Wahrheit), und der Leser sollte sich unbefangen hingeben; sonst konnten so keck und unbekümmert um das Recht oder die gegnerische Partei gearbeitete Memoiren, deren Verfasser weder rechts noch links auf seinem Wege sich umschaut, kaum begriffen werden. C. schrieb sein B. G. in Zeiten der Waffenruhe, kurz vor dem Bürgerkrieg und lange vor Ciceros Brutus, mit gewohnter Raschheit, ohne die beiden letzten Jahre zu vollenden. Nach dem Vorgang von Schneider (Ueber C. Charakter u. s. w.) hat wohl jetzt die Mehrzahl angenommen, dass C. auf dem Grunde von Vorarbeiten das Ganze während des Winters auf J. 51 zum Abschluss brachte und herausgab, um in dem kritischen Moment mittelst einer imposanten Parteischrift die Meinung Roms für sich zu gewinnen und gegenüber den zahlreichen Gegnern, welche den

¹⁾ Vierte Bearbeitung, 1865. Anm. 492.

Missbrauch des Heeres und der Amtsgewalt im Lauf von 7 Jahren nicht verziehen, vor einem demokratischen Publikum seine Thaten, halb als Akte der Nothwendigkeit zu entrollen.“ Livius scheint wenigstens Anwandlungen von Parteigeist gehabt zu haben; Tacitus berichtet in den Annalen¹⁾ über ihn, er habe den Pompejus so sehr gelobt, dass ihn Augustus einen Pompejaner nannte. Bernhardy (a. a. O. S. 252) nennt ihn einen gemässigten Republikaner; S. 676 heisst es von ihm: „Ein unklares Gefühl zog ihn zur Partei des Senats, und er hegt einigen Widerwillen gegen die Volksherrschaft; man möchte daher wohl wissen, in welchem Geist er die 8 Bücher *civilis belli* (so waren die verloren gegangenen Bücher 109—116 überschrieben) oder den Bürgerkrieg bis auf Cäsars Tod vortrug.“ Wenn er aber auch weniger für eine politische Richtung [Partei ergreift, so ist er parteiisch für seine Nation. Ueber diesen Punkt bemerkt Bernhardy (a. a. O.): „Roms Waffenglück gilt ihm für Recht; dass aber Rom allein im Recht ist, und gegen die Völker der Welt, zumal wenn sie sich ihrer Haut wehren, jede Gewaltthat üben darf, kennt man schon als Cäsars Moral und Rückhalt seiner gallischen Memoiren.“

Was Baumgarten von der französischen Geschichtschreibung behauptet, dürfte mit wenig Ausnahmen von allen Historikern gelten; eine gewisse nationale Befangenheit, das jeweilige Verhältniss zu den politischen und religiösen Zeitfragen, persönliche Vorliebe oder Abneigung wird wohl in allen geschichtlichen Darstellungen bald mehr, bald minder hindurchschimmern.

Mit den angeführten Bemerkungen stimmt nicht recht zusammen, was Baumgarten in demselben Artikel (Französische Sprache, in der Schmid'schen Encyclopädie) sonst ausführt; mit Recht betont er, dass literarische Kritik, ästhetische Reflexionen nicht in die Schule gehören oder wenigstens sich nicht zu breit machen dürfen; dass vielmehr gründliche Kenntniss

¹⁾ IV, 34: T. Livius, eloquentiae ac fidei praeclarus in primis, Cn. Pompejum tantis laudibus tulit, ut Pompejanum eum Augustus appellaret; neque id eorum amicitiae offecit.

des Thatsächlichen und vor allem die sprachliche Uebung durchaus in erster Linie zu stehen habe. Bei der Lektüre eines Schriftstellers, beziehungsweise Historikers, wird daher das sprachliche und sachliche Verständniss anzustreben sein, eine Aufgabe, welche Lehrer und Schüler vollauf beschäftigt; nun aber scheint Baumgarten bei den französischen Historikern eine Ausnahme zu machen: denn nach der oben angeführten Aeusserung muss man schliessen, er wolle, dass die Schüler auch über die politische Tendenz des von ihnen gelesenen Geschichtschreibers, über die Parteiverhältnisse in Frankreich und die Stellung ihres Autors in denselben unterrichtet und am Ende noch in die Eigenschaften seiner historischen Darstellung eingeweiht werden. Etwas der Art muss man doch unter dem „vollständigen Verständniss“ verstehen, zu dessen Erlangung das Studium der Tagespolitik als nöthig erachtet wird. Aber dieser Grad des Verständnisses ist dem Schüler des Gymnasiums oder der höheren Gewerbschule schlechterdings un erreichbar; denn die allernothwendigste Voraussetzung hiezu wäre genaue Kenntniss der gesamten Werke eines Historikers; seine Tendenz aus einem Theil derselben ableiten und sein historisches Verdienst darnach würdigen zu wollen, wäre eben wieder nicht vollständig, sondern eitel Stückwerk. Einen Geschichtschreiber aber vollständig zu lesen, dazu hat die Schule keine Zeit; sie muss sich begnügen mit der Durcharbeitung eines einzelnen Werkes oder eines zu einem abgerundeten Ganzen sich zusammenschliessenden Abschnittes. Und sind denn alle historischen Darstellungen der Neuzeit vom Parteigeist so durchweht, dass man nicht einmal solche Abschnitte aus ihnen dem Schüler als Lektüre bieten dürfte? Man nehme z. B. die geschichtlichen Darstellungen in der Göbel'schen Sammlung, Stücke aus Thierry, Chateaubriand, Capefigue, Michaud, Lamartine, Thiers, Salvandy, Barante, Dumas, und frage sich, ob dieselben wegen des Parteistandpunktes der Verfasser ohne Kenntniss der Tagespolitik von dem Schüler nicht verstanden werden können. Es ist wahr, die Parteien, welche das öffentliche Leben gegen das Ende der römischen

Republik bewegen, stehen dem unsrigen ferne; will man aber die Berührung von Zeitfragen mit solcher Aengstlichkeit vermeiden, wie sie Baumgarten zur Schau trägt, aus Furcht, die Schüler zu vorzeitigem und vorwitzigem Aburtheilen und Raisonniren zu verleiten, dann müsste man einen grossen Theil der neueren Geschichte aus dem Lehrprogramm streichen; denn hier kommen nothwendig Beziehungen und Gegensätze zur Sprache, in welche die Gegenwart noch verflochten ist, und mit deren Regelung und Ausgleichung sie noch auf lange Zeit beschäftigt sein wird. So wenig aber Jemand die Ausschliessung der neueren Geschichte verlangen wird, ebenso wenig bedenklich ist es, wenn in unsern Schulen einer der neueren französischen Geschichtschreiber gelesen wird. Das Studium der Tagespolitik soll aber dem Schüler ferne bleiben; selbst der Lehrer darf vielleicht Umgang davon nehmen, wenn er dafür mit dem, was er mit den Schülern treibt, nur gründlich vertraut ist. Erhebt sich dann auch das Verständniss des Schriftstellers nicht bis zum denkbar höchsten Grade, so mögen sich beide trösten; hört man ja öfters munkeln, dass Thucydides — soweit er auf Gymnasien gelesen wird — Tacitus und Horaz von den Gymnasiasten auch nicht vollständig verstanden werden.

II.

Einwirkung der französischen Sprache auf die Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Die bisherige Darstellung suchte nachzuweisen, dass die Einwirkung der französischen Sprache und Literatur selbst in dem Falle, dass ihr Charakter eine sittliche und nationale Gefahr mit sich brächte, durch sachgemässe Behandlung der Grammatik, durch taktvolle Auswahl und Erklärung des Lese-Stoffs, durch den gleichzeitigen mächtigeren Einfluss des übrigen sprachlichen und historischen Unterrichtes, endlich durch die gesammte Umgebung, in welcher die deutsche Jugend aufwächst, in so festen Schranken gehalten wird, dass die politische Selbständigkeit und sittliche Integrität des deutschen Volkes unmöglich darunter leiden kann.

Wenden wir nun den Blick von der Gegenwart rückwärts in die schmachvolle Zeit nach dem 30jährigen Kriege, so finden wir, wie schon damals die Angriffe mancher Patrioten sich gegen die französische Sprache richteten. Laas¹⁾ führt aus den Jahren 1684 und 1689 zwei Schriften an, in welcher derselbe Gedanke von der Gefahr der fremden Sprache wiederkehrt. Die zweite enthält sogar den wohlmeinenden Vorschlag, den Gebrauch derselben zu verbieten, in der Meinung, durch dieses Mittel die Macht und den Uebermuth der Franzosen

¹⁾ A. a. O. S. 63.

zu brechen und das Verlorene wieder zu gewinnen. In einer 1724 erschienenen, dem Pfalzgrafen Christian III. zugeeigneten Schulgrammatik der französischen Sprache¹⁾ bezieht sich eine Stelle der Widmung auf die allgemeine Verbreitung jener Ansicht; es sei „durch die öftere Erfahrung fast zu einer allgemeinen Maxime erwachsen, als ob mit dem Gebrauch der französischen Sprache sich insgemein eine Neigung zu allerhand leichtsinnigen Veränderungen, tadelhaftem Wankelmuth, wie auch einer falschen Schmeichelei (welche dieser Nation von manchen vor anderen aufgedrucket wird) in die Gemüther derjenigen einzuschleichen pflege, die sich in derselben zu habilitiren beflissen sind.“ Diese Ansicht hängt mit einer irrigen Anschauung zusammen, die auch heute noch von vielen getheilt wird, die man aber endlich einmal berichtigen sollte. Man ist nemlich gewohnt, den französischen Einfluss in Deutschland einseitig nur als Quelle und Ursache des Verderbens zu betrachten und ihn für alle Demüthigung nach aussen und alle inneren Schäden verantwortlich zu machen; dabei vergisst man, dass derselbe ebenso sehr Folge und Ergebniss der früheren Entwicklung deutscher Verhältnisse war. Offenbar hätte er keine so grosse Macht in Deutschland gewonnen, wäre ihm dieses als einheitliches, geschlossenes Reich gegenüber gestanden; um aber den wahren Grund der damaligen politischen Zerrissenheit zu finden, muss man bis in die Geschichte des deutschen Mittelalters zurückgehen²⁾. Wenn es aber auch feststeht, dass die deutschen Sitten durch das schlimme Beispiel der Franzosen verderbt wurden, man muss doch auch bedenken, von welcher Beschaffenheit der sittliche Zustand des deutschen Volkes vor und insbesondere nach dem 30jährigen Krieg war. Gust. Freytag, der feine Kenner deutschen Volkslebens, schildert ihn in einer für das damalige Geschlecht

¹⁾ von Joh. Jak. Schatzen, Rektor des Gymnasiums zu Trarbach an der Mosel. Schmitz, Encyclop. S. 89.

²⁾ Vgl. das Urtheil Honeggers in der kritisch. Gesch. der französ. Cultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten S. 41. — Gust. Freytag Bild. 3, 241 f.

nicht sehr vortheilhaften Weise¹⁾. Die von den Vätern ererbten Laster, unmässiges Trinken und unzümbare Rauflust, daneben zügellose Sinnlichkeit, endlich der durch einen langen Krieg genährte gewaltthätige Egoismus und die Lust an gefährlichen, rohen Abenteuern — dies waren keine lebenswerthen Eigenschaften. Auch daran ist zu erinnern, dass die Herrschaft Italiens kaum geringer war als die Frankreichs, namentlich in Süddeutschland und am kaiserlichen Hofe zu Wien²⁾. Und dazu kam noch der im Stillen wirkende, unheimliche Einfluss der Jesuiten, welche damals an den europäischen Höfen als Beichtväter viel vermochten. Auch hatte der Verkehr mit den Fremden eine sehr schätzenswerthe Seite, die Freytag (a. a. O.) hervorhebt: „Man hat sich gewöhnt, die geistige Herrschaft Italiens und Frankreichs von Opitz bis Lessing als eine grosse Calamität zu betrachten. Es ist wahr, sie hat den Deutschen weder Schönheit noch Kraft gebracht. Aber wir sind nicht mehr in der Lage des grossen Mannes, welcher vor 100 Jahren den französischen Geschmack bekämpfte. Ihm war Pflicht zu hassen, was der erwachenden Volkskraft hinderlich gegenüberstand. Wir jedoch sollen daneben bedenken, dass dasselbe fremde Wesen die Deutschen vor der äussersten Verwilderung geschützt hat. — Die sittlichen Schranken, welche die Willkür des Einzelnen bändigen, waren zerbrochen, da halfen zuerst dürftige, äusserliche, von aussen geholte: die Mode, der Respekt, die Galanterie, der Geschmack an fremden Feinheiten. Es war eine neue Art der Zucht“³⁾. Gnadenvoll hatte also, wie Freytag schön und treffend sagt, das Geschick mit dem Verderben auch das Heilmittel gesandt.

Was die Schulen betrifft, so scheinen sie in der Zeit nach dem grossen Krieg, wo der französische Einfluss am mächtigsten war, demselben ferne gestanden zu haben. Wenigstens hört man von der Einführung des Französischen erst um das Jahr 1700, wo Frankreichs Macht im Abnehmen ist

¹⁾ Bilder 3, 269 ff.

²⁾ Ebend. 3, 271.

³⁾ Vgl. die weitere Ausführung S. 271.

und die Keime eines neuen Lebens in Deutschland hervortreten. Das Francke'sche Pädagogium in Halle, 1695 für adelige Schüler gegründet, war die erste Schule ¹⁾, die das Französische in ihr Lehrprogramm (im J. 1706) aufnahm ²⁾. Von da an fand es auch an andern Schulen Eingang; dass hiebei vorzüglich auf den Adel Rücksicht genommen wurde, ergibt sich recht deutlich aus einem Gymnasialprogramm vom J. 1725 ³⁾, dessen Verfasser erklärt, „die Sprachen der heutigen politischen Welt müssen auf Schulen nicht negligiret werden; unterschiedliche Stände, sonderlich der adelige und der Hofstand, gebrauchten dieselben in ihrem ganzen Leben.“ Er versichert den Eltern, dass ihre Söhne in seinem Gymnasium „zu adeligen und galanten Studien, sonderlich zur Mathematik, dem Französischen, Italienischen und Englischen, wie auch zum Tanzen genugsame Gelegenheit haben.“ Neben den französischen Unterricht tritt hier bereits der englische, wie nach der Schulordnung von 1773 in den sächsischen Fürstenschulen ⁴⁾. Göthe berichtet, dass in seiner Jugend ein englischer Sprachmeister in Frankfurt erschien, der sich längere Zeit dort aufhielt und viele „Kunden“ bekam. Göthe selbst mit Vater und Schwester nahm bei ihm Lektionen ⁵⁾. Man sieht also, dass schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Beziehungen zu der englischen Literatur angeknüpft wurden; dass ferner das Französische auch an den Schulen vorwiegend dem geselligen Verkehr der eleganten Welt zu dienen bestimmt war.

Wenn nun Fürsten und Vornehme unter einander bloss französisch sprachen und Deutsch als die Sprache des Pöbels verachteten, so war dies allerdings um so mehr zu beklagen,

¹⁾ Nach einer Bemerkung von Albert Wittstock (A.A.Z. Beil. 59. Jahrg. 1873) wurde seit 1670 an den Gymnasien zu Heidelberg und Durlach, seit 1685 in Stuttgart Französisch gelehrt.

²⁾ Raumer, Gesch. der Pädag. 2, 151.

³⁾ Abriss der Schulstudien auf dem Zittauer Gymnasio v. G. P. Müllern. — Bei Raumer 2, 111.

⁴⁾ Raumer, 1, 287.

⁵⁾ Wahrheit u. Dichtung 4. Buch.

als gerade in der Periode von 1650—1750 der Adel in Deutschland am meisten galt und regierte¹⁾. Mochte er an den 500 bis 600 Höfen den Fürsten dienen oder in den Städten das Regiment führen oder auf seinen Landsitzen in behaglicher Weise bäuerlicher Beschäftigung obliegen, sein Beispiel konnte nur ungünstig auf die bürgerlichen Kreise wirken, wie gering auch der Verkehr zwischen den beiden Ständen sein mochte. Unheilvoll wirkte die Gallomanie des Adels zunächst auf die Sprache, die durch eine Masse französischen Flitters, aber auch italienischer Brocken verunstaltet, jenes ärgerliche, buntscheckige Aussehen erhielt, gegen welches die sprachreinigenden Bemühungen der gelehrten Gesellschaften völlig fruchtlos waren. Ob aber die französische Sprache die Sitten verdarb und das vaterländische Gefühl erstickte, ist eine andere Frage. Verderblich wirkte die Regierungsweise und das Hofleben Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers auf die Politik und Sittlichkeit der deutschen Höfe und des deutschen Adels, da unzählige Prinzen und Söhne vornehmer Familien nach Frankreich zogen, um dort an Ort und Stelle Sprache und Manieren zu lernen, da ferner ein Schwarm abenteuernder Franzosen sich in Deutschland herumtrieb. Aber die Wirkung erfolgte nicht erst durch das Medium der Sprache, sondern unmittelbar durch den Verkehr und das böse Beispiel der Fremden, welchem die tiefgewurzelte Neigung der Deutschen, gerade das Ausländische sich gern und leicht anzueignen, auf halbem Wege entgegenkam. Man darf wohl annehmen, dass die Nachahmung der französischen Lebensweise oder auch Sittenlosigkeit viel rascher ging als die Aneignung der Sprache; es mag viele gegeben haben, welche es in kurzer Zeit fertig brachten, den sittenlosen Alamode-Cavalier zu spielen, ohne die französische Sprache überhaupt jemals zu lernen. Auch lernte man sie nicht um ihrer selbst und der Literatur willen, oder zur Erwerbung geistiger Bildung, sondern weil es eine fremde Sprache war, durch die man sich vom Pöbel „distinguiren“

¹⁾ Gust. Freyt. Bilder, 3, 301.

und in die Kreise der feinen Gesellschaft einführen wollte. Dieselbe innere Verfassung, welche das damalige Geschlecht drängte, französische Tracht anzulegen, französische Köche, Friseure, Kammerdiener zu halten, Gärten und Schlösser nach dem Muster von Versailles einzurichten, überhaupt nach dem Vorbilde der Franzosen das ganze Leben zu formen, gab ihm auch das Bestreben ein, französisch zu sprechen und wo möglich zu schreiben. Wenn man auch zugibt, dass der Deutsche jener Tage, der kein Vaterland hatte, sich mit den Franzosen eins fühlen mochte, deren Sprache er zu der seinigen gemacht hatte, und dass auf solche Weise der Patriotismus litt, so ist doch wieder geltend zu machen, dass es aus anderen Gründen von vornherein an Patriotismus überhaupt fehlte. Nicht daher, dass man französisch sprach, rührte die undeutsche Gesinnung, sondern weil man undeutsch dachte, galt auch fremdländische Rede. Hätte man bloss deutsch, und zwar bestes, reinstes Deutsch gesprochen — und an solchen Bestrebungen waren jene Zeiten keineswegs arm — die Leute wären höchst wahrscheinlich um kein Haar sittlicher und patriotischer gewesen. Daher Logaus Rüge:

Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind
gestiegen;

Scheint also, man lass an Worten mehr als Thaten
ihm genügen.

und seine Mahnung:

Deutsche mühen sich jetzt hoch, Deutsch zu reden
fein und rein;

Wer von Herzen redet Deutsch, wird der beste Deutsche
sein.

Indess trotz aller Bewunderung und Nachäffung der Franzosen — wie grimmig war der Hass, der in ganz Deutschland gegen Ludwig XIV. aufflammte, den Friedensstörer, den grossen Feind, den hochmüthigen Narren, wie er in Schmähschriften genannt wurde¹⁾. „Zuletzt als im grossen Erbfolgekrieg die

¹⁾ Freyt. Bilder 3, 256.

deutschen Heere Jahre lang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte sich etwas, was fast wie Selbstgefühl aussieht, auch in der kleinen Literatur des Tages“¹⁾. Aber die politische Lage verurtheilte diesen Hass, sich in sich selbst zu verzehren, statt mit kühner That die Sklavenketten zu zerreißen.

Den sprechendsten Beweis dafür, dass die französische Sprache für sich allein auf Gesinnung und Sitte nicht einzuwirken vermag, liefert die Haltung der preussischen Herrscher vom grossen Kurfürsten bis auf Friedrich den Grossen. In seinem 15. Jahre schrieb und sprach jener mit Gewandtheit Französisch, daneben Lateinisch und Polnisch; und doch zeigt sein Leben keine Spur französischen Wesens. Aber während die meisten anderen Fürstensöhne am Hofe zu Versailles ihre Bildung holten, machte er in Leyden und nachher im Feldlager unter den Augen des Prinzen von Oranien seine hohe Schule durch; und nicht Unkenntniss der französischen Sprache, sondern der sittliche Kern seiner Natur bewahrte ihn vor der Ansteckung des Lasters, als im sittenlosen Haag die Verführung lockend nahte. Und wie er seine Söhne in der französischen Sprache unterweisen liess, indem er ausdrücklich²⁾ verlangte, dass „Alle, so dieser Sprache mächtig, dahin angewiesen werden, in derselben mit ihnen zu reden“, so lernte auch sein Enkel, König Friedrich Wilhelm I., schon in früherster Jugend von Frau von Roucoules, einer gebornen Französin, sich der fremden Sprache mit Leichtigkeit zu bedienen. „Wenn der Anstand bei fremdem Besuch es erforderte, entschloss er sich wohl zu französischer Conversation, wie er auch seine Familie französisch erziehen liess. Aber sonst hielt er streng auf den Gebrauch der heimischen Sprache in seinen vertrauten Abendunterhaltungen, im Verkehr mit den Gliedern seines Hauses oder mit den Gesandten deutscher Mächte“³⁾. Welcher Art übrigens sein Deutsch war, lehrt der berühmte

¹⁾ A. a. O.

²⁾ In der für den Erzieher, Otto v. Schwerin, eigenhändig geschriebenen Instruktion — Bei Ferdinand Schmidt, Preussens Gesch. S. 646.

³⁾ Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. 5. Aufl. 1, 233.

Ausspruch: Ich stabilire meine Souveränität wie einen rocher de bronze. Aber trotzdem er in frühester Jugend jene Sprache sich angeeignet hatte, so vermochte sie doch keinerlei Neigung für die Franzosen selbst in ihm zu erwecken. Und wie er der heftigste und leidenschaftlichste Feind alles dessen war, was französisch hiess, so wollte er auch äusserlich seine deutsche Gesinnung bethätigen, indem er französische Tracht verwarf und den einfachen Rock seiner Soldaten trug. So war er, für die damalige Zeit eine höchst ehrenwerthe Erscheinung, das Urbild des ehrlichen, groben Germanen. Friedrich der Grosse lebte und webte in der französischen Literatur; er umgab sich mit französischen Gelehrten und Schöngeistern, schrieb seine zahlreichen Werke in französischer Sprache, während er von Jugend auf kein deutsches Buch las und das Deutsche sehr schlecht sprach, wie er in seiner Unterredung mit Gottsched bekennt¹⁾. Aber obwohl er deutscher Bildung fremd, ja abhold war und ohne Verständniss für die während seiner Regierung erwachende deutsche Poesie, Herz und Sinn waren im innersten Grunde deutsch; sein Leben und seine Regierungsgrundsätze standen im schärfsten Gegensatz zu der höfischen Pracht und dem selbstsüchtigen Despotismus Ludwigs XIV.

Der Reihe dieser Männer schliesst sich eine deutsche Frau würdig an, die pfälzische Prinzessin Elisabeth Charlotte, vermählt mit Ludwigs XIV. Bruder, dem Herzog von Orleans, und bekannt als die Verfasserin zahlreicher, für die damalige Geschichte merkwürdiger Briefe²⁾. Am Hofe zu Versailles mitten in französischer Umgebung und unter der dauernden Einwirkung der französischen Sprache lebend, bewahrte sie gleichwohl ihre kräftige deutsche Natur und die Liebe und Anhänglichkeit an ihre Heimat, wovon die Briefe über die Einäscherung der Pfalz ein rührendes Zeugniss ablegen.

Die französische Sprache darf man also nicht als eine Quelle der sittlichen und nationalen Verkommenheit ansehen;

¹⁾ Ferd. Schmidt S. 997.

²⁾ Eine Auswahl derselben bei Ranke, franz. Gesch. fünft. Band.

ihre Herrschaft in jener Zeit war nicht der Grund, sondern ein Symptom derselben. Wie stand es aber mit der Einwirkung der französischen Literatur auf die Deutschen?

Die grosse Masse des Volkes, selbst in Berlin, nahm bis in das 18. Jahrhundert wenig oder keinen Antheil am literarischen Leben; die Gelehrten aber lasen, wenigstens im 17. Jahrhundert, fast ausschliesslich lateinische, Vornehme, wenn sie Freunde der Literatur waren, vorwiegend französische Bücher. Die literarischen Studien der Alamode-Cavaliers und Alamode-Damen dürften nicht sehr tief gegangen sein; sie bewegten sich hauptsächlich in den Memoiren, welche das leichtfertige Hofleben unter Ludwig XIV. und dem Regenten, Philipp von Orleans, schildern. Solche Lektüre war allerdings wenig geeignet, Geist und Herz zu veredeln. Ob sie aber die klassische Literatur der Franzosen zu würdigen verstanden, daran kann man füglich zweifeln. „Glaube man doch nicht, sagt der Franzose Premontval bei Herder¹⁾, dass diese übertriebenen Liebhaber der französischen Sprache, die sie radebrechen, ihre wahren Schönheiten und die in ihr geschriebenen schätzbaren Werke je gekannt haben!“

Im Anfang des 18. Jahrhunderts gewann die französische Literatur einen neuen Charakter; hatte sie bisher das Königthum Ludwigs XIV. verherrlicht, so begann sie, etwa seit der berüchtigten Zeit des Regenten, einen heftigen Kampf gegen alle Einrichtungen in Kirche, Staat und Gesellschaft, die mit den Forderungen des gesunden Menschenverstandes nicht vereinbar schienen. Der französische Adel selbst machte sich zum Beschützer der neuen Aufklärung, so lange sie über die Schwelle seiner Salons nicht hinausdrang. Auch in Deutschland wurde sie begierig aufgenommen und verbreitete sich im Laufe des 18. Jahrhunderts in immer weiteren Kreisen der bildungsbedürftigen Bevölkerung. Von den einen wird nun das Erscheinen dieser Aufklärungsliteratur aufs tiefste beklagt, weil sie Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, Auflehnung

¹⁾ Briefe zur Beförderung der Humanität. Nro. 53.

gegen die staatliche und kirchliche Autorität und Lockerung der sittlichen Bande in den Menschen verschuldet habe, von den andern als Befreiung des deutschen Geistes von dem Alpdruck überlieferter Vorurtheile, als Morgenröthe einer neuen helleren Zeit freudig begrüsst. Mag man aber klagen oder sich freuen, die unparteiische Geschichte lehrt, dass der erste Angriff der Philosophie nicht von Franzosen, sondern von Engländern und Holländern ausging. Erntet also irgend Jemand, sei es Vorwurf oder Dank, so sind es zunächst diese letzteren, denn ihre Schriftsteller, Harrington und Algernon Sidney, Hobbes, Herbert von Cherbury, Locke, Toland, im 18. Jahrhundert Shaftesbury, Collins, Tindal, Chubb, Mandeville, Morgan gingen den Franzosen mit den kühnsten Angriffen voran. Cardinal Fleury klagte bitter über die anstößigen Bücher, welche zur Zeit der Regentschaft über den Canal herüberkamen. „Von diesen Büchern wurden alle vergiftet, welche unter uns Anspruch auf Geist und umfassenden Blick machten“¹⁾. Erst von den Engländern angeregt²⁾ nahmen die Franzosen den Kampf ihrerseits auf und brachten mit der ihnen eigenen Leichtigkeit und Verständlichkeit der Darstellung die auf britischem Boden erwachsene Aufklärungsphilosophie nach Deutschland. Aber schon im 17. Jahrhundert war dort der Kampf der Altgläubigen gegen die Neuerungen der Holländer und Engländer entbrannt, deren Werke durch deutsche Uebersetzungen verbreitet wurden. In dem Buche des Kieler Professors Christian Kortholt „De tribus impostoribus“ (1680) werden Herbert v. Cherbury, Hobbes und Spinoza als die drei volksverderblichen Betrüger gebrandmarkt³⁾. Gewiss hätten übrigens die fremden Ideen in Deutschland weniger Verbreitung und weniger begeisterte Aufnahme gefunden, wären sie nicht einem tiefen Bedürfnisse des geistigen Lebens entgegen gekommen. Das Angebot hätte geringeren Erfolg gehabt, wäre

¹⁾ Hettner, Gesch. der franz. Literatur. 2. Aufl. S. 81.

²⁾ Ebend. S. 541.

³⁾ s. Hettner, die deutsche Literatur im 18. Jahrh. 2. Aufl. I, 43 f. und das ganze Capitel über die Einwirkungen der fremden Philosophie.

die Nachfrage weniger lebhaft gewesen. Aber man war eben auch in Deutschland der alten, lateinisch geschriebenen Folianten und ihrer Weisheit müde geworden und griff deshalb begierig nach der praktischen und weltmännischen Philosophie der Neueren.

Dass nun die Schriften vorzugsweise der französischen Freidenker die deutsche Lesewelt beschäftigten, lag in der Natur der Verhältnisse.

Die gedankenlosen Nachbeter der ausländischen Wortführer der Aufklärung, so gut wie die geschmacklosen Nachahmer der französischen klassischen Poesie, gewähren in der That ein unerfreuliches Bild; fühlten sich doch selbst Franzosen (wie Premontval bei Herder, Briefe zur Bef. der Hum. Nro. 53) von der allgemeinen Gallomanie angewidert. Aber gerade diejenigen, welche die fremden Produkte der Poesie und der neuen Weltweisheit am eifrigsten studirten und am gründlichsten verstanden, wurden zuletzt durch sie zu eigenen Hervorbringungen angeregt, welche eine glänzende Periode deutscher Wissenschaft und Kunst eröffneten.

Es gab wohl kaum einen aufrichtigeren Bewunderer der französischen Literatur, als den vielverschriebenen Gottsched; aber all' seine literarischen Bemühungen, so lächerlich sie nachher gemacht worden sind, und so kläglich seine Dichtungen dem heutigen Geschmack erscheinen mögen, waren doch von dem patriotischen Gedanken getragen, in deutscher Sprache dasselbe zu leisten, was das Nachbarvolk in der seinigen geleistet hatte; wie er denn gegenüber dem Rühmen Friedrichs des Grossen, dass im Französischen ein Wort in vielerlei Verstand gebraucht werden könne, wofür man im Deutschen oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen müsse, mit etwas Anmassung erwiderte: „Das wollen wir noch machen“¹⁾. Das Verdienst bleibt ihm ungeschmälert, dass er den Gebrauch der deutschen Sprache und die Unterweisung der Jugend in derselben sein Leben lang gefordert hat. Anerkennend urtheilt

¹⁾ Schmidt a. a. O. S. 1034.

deshalb Schlosser über ihn ¹⁾: „Wenn er auf der einen Seite die Franzosen rühmte und nachahmte, wenn er einer der Ersten unter den Deutschen war, die Voltaire vergötterten, anpriesen, empfahlen, so widersetzte er sich auf der andern Seite doch dem verkehrten Zeitgeist und suchte vorzüglich das herrschende Vorurtheil auszurotten, dass es einer Person von Stande unangemessen sei, sich seiner Muttersprache in Briefen zu bedienen“. Zum Beweis führt Schlosser einen Brief von Gottscheds Braut an, datirt vom Oktober 1730, wo es heisst: „Aber warum Sie mir nicht erlauben, dass ich französisch schreibe? Sie sagen, es sei unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben, und meine Lehrmeister haben mich versichert, es sei nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgesitteten Leute schrieben französisch.“

Wieland, der von Vilmar wegen seiner leichtfertigen, aus der französischen Literatur geschöpften Erzeugnisse nicht ganz mit Unrecht hart mitgenommen wird, hat sich im Leben eine höchst achtbare Persönlichkeit bewahrt. Wenn er in seinen Schriften dem Geschmack des Publikums Rechnung trug, seine Schuld war es nicht, wenn derselbe ein verkehrter war; und sein Verdienst bleibt es, das Publikum für die Lektüre deutscher Werke gewonnen, die französischen Bücher durch seine deutsch-französischen verdrängt und den Beweis geliefert zu haben, dass auch die deutsche Sprache einer leichten, anmuthigen Darstellung fähig sei. In diesem Sinne zollt auch ihm Schlosser seine Anerkennung ²⁾: „Es bestand das Verdienst, welches Wieland durch den Agathon erwarb, besonders in der Verdrängung französischer Bücher aus dem deutschen Leben — er machte es überflüssig, die Franzosen um Rath zu fragen, er setzte die Gebildeten in den Stand, auf dem kürzesten und angenehmsten Wege ihr Ziel zu erreichen. Die Moral verlor bei dem damaligen Stande der Dinge nichts, die deutsche Literatur, die Nationalität gewann, und die Annäherung der

¹⁾ Gesch. des 18. Jahrh. 1, 570.

²⁾ A. a. O. 2, 563.

ganz getrennten Klassen und Bildungen eines und desselben Volkes wurde durch diese neue, halb französische Schriftstellerei sehr befördert.“

Und nun erst Lessing! Gab es im vorigen Jahrhundert einen, der in der französischen Literatur gründlicher bewandert gewesen wäre? Und doch hat sie seiner vaterländischen Denkweise und seinem sittlichen, wie ästhetischen Urtheil so wenig geschadet, dass er gerade, vor allen andern, die Autorität der Franzosen in Dingen des Geschmacks erschüttert, die Fehler und Verirrungen der Nation am klarsten aufgedeckt und gegeisselt, die Mängel ihrer Bildung und Literatur aufs überzeugendste nachgewiesen hat. Auch Herder, so sehr er in jüngeren Jahren für französische Sprache eingenommen war, so hoch er die Verdienste der französischen Schriftsteller um Verbreitung der Humanität schätzte, wurde nicht müde, die Deutschen vor ihrer Gallomanie zu warnen, die schlimmen Folgen der ausschliesslich französischen Erziehung und Bildung des deutschen Adels hervorzuheben. Wollte man endlich die Summe dessen ziehen, was die beiden Heroen der deutschen Dichtkunst, Göthe und Schiller, an geistiger Anregung von den Franzosen empfangen, das Facit müsste ein überraschend grosses sein. Schillers Geist, sagt Laas¹⁾, ist, ehe er zu den Griechen²⁾ und zu Göthe und Kant kam, fast ganz von Rousseau und Montesquieu gebildet. Göthe wurde in seiner Jugend Französisch wie eine zweite Muttersprache vertraut, und das Gebiet der französischen Literatur beherrschte er im weitesten Umfang. —

Die bisherigen Ausführungen dürften genügen, um die

¹⁾ A. a. O. S. 62.

²⁾ Beiläufig sei hier bemerkt, dass Schiller zu den Griechen durch französisch-lateinische Vermittlung kam, da er von ihrer Sprache viel zu wenig verstand. Zur Uebersetzung der Stücke des Euripides benützte er eine französische Uebersetzung von Brumoy, mit deren Hülfe er sich die lateinische von Barnes zugänglicher machte. Der griechische Text wurde nur stellenweise nachgesehen, um den Schein zu wahren. So Gödeke in der Einleitung zu den Uebers.

Behauptung zu widerlegen, dass die Beschäftigung mit französischer Sprache und Literatur den sittlichen und nationalen Charakter beeinträchtigen müsse. Eine Beeinträchtigung deutschen Wesens fand in der That statt, fast eben so sehr durch andere Einwirkungen, als durch französische; aber die Macht und Erstarkung derselben lag nicht in ihnen selber, sondern in dem politischen Verfall, der schon vor dem 30jähr. Krieg begonnen hatte.

Ist es nun möglich, dass französischer, überhaupt fremdländischer Einfluss im gegenwärtigen Augenblick oder in nächster Zukunft mit gleicher Macht auf das deutsche Volk wirke, wie seit der Zeit der Reformation? Nur dann wäre es denkbar, wenn irgend eines der nichtdeutschen Völker sich zu einer geistigen Suprematie in Europa aufzuschwingen vermöchte, wie sie die Franzosen unleugbar geraume Zeit hindurch behaupteten. Die Wahrscheinlichkeit spricht nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht dafür. Das deutsche Volk steht seinen Nachbarn nicht nur ebenbürtig gegenüber, sondern wenn ja von politischer und geistiger Führerschaft die Rede sein soll, so kommt sie gegenwärtig, und will's Gott, auf lange Zeit hinaus dem deutschen Volke zu. War Deutschland früher einem dunkeln Raume vergleichbar, den nur fremdes Licht von aussen kümmerlich erhellte, so ist es jetzt, nachdem das eigene, unter dem tiefen Schutt des Unglücks und der Zerstörung schlummernde Feuer daran sich wieder entzündet, ein Mittelpunkt geworden, der aus der Fülle seines Lichtes die empfangenen Strahlen in stärkerem Glanze zurückwirft.

Bezeichnend und lehrreich ist aber, dass gerade in der Periode, wo das deutsche Volksbewusstsein zu seiner glänzendsten und mächtigsten Entfaltung gedieh, der französische Unterricht an deutschen Schulen eine immer mehr wachsende Verbreitung gefunden hat. Man darf annehmen, dass die Kenntniss der französischen Sprache und Literatur, etwa seit dem Jahr 1830, eine tiefere und allgemeinere geworden ist als in den vorigen Jahrhunderten. Und doch — wo hat sie den deutschen Volksgeist beeinträchtigt oder in seiner Er-

hebung niedergehalten? Man müsste denn behaupten, dass diejenigen, welche einen Theil ihrer geistigen Habe der französischen Sprache verdanken, an Bethätigung sittlicher Kraft, an Opferfreudigkeit für das Vaterland den Zöglingen des klassischen Alterthums nachstehen, eine Behauptung, die durch die Erfahrungen des letzten Krieges entschieden widerlegt würde.

III.

Zum Charakter der französischen Sprache.

Nicht die Ausdehnung des französischen Unterrichts an sich kann Anlass zu den Befürchtungen für die deutsche Nationalität und Sittlichkeit gegeben haben; denn wenn fremde Sprachen überhaupt in dieser Hinsicht gefährlich wären, müsste noch grössere Gefahr vom Lateinischen her drohen, das im Bildungsgange der deutschen Jugend bis jetzt einen viel grösseren Raum einnimmt. Jene Besorgnisse wurzeln vielmehr in dem Urtheil, welches von Koryphäen der Sprachwissenschaft oder sonst hervorragenden Männern über die romanischen Sprachen, die französische insbesondere, gefällt und durch ihre Autorität empfohlen, von vielen, und namentlich solchen, welche der Sprache und Literatur des französischen Volkes ferner stehen, auf Treu und Glauben hingenommen wurde, um so lieber, als die deutsche Eigenliebe ihre Rechnung dabei fand.

Jenes weitverbreitete Urtheil geht dahin, dass die romanischen Sprachen als bloss sekundäre Gebilde tief unter denen des klassischen wie germanischen Alterthums stehen; sie gelten geradezu für verdorbenes Latein. In seiner deutschen Grammatik sagt Jakob Grimm Folgendes: „Es heisst im Lateinischen pater und mater, im Ahd. fatar und muotar, mhd. vater und muoter, im Griech. πατήρ und μήτηρ. Wenn also im roman. padre, madre, père, mère, der Laut auf Eine Linie gelangt, so ist das sichtbares Verderbniss“¹⁾. Trotz der tiefsten Hoch-

¹⁾ Bei Schmitz, II. Suppl. S. 11.

achtung vor den unsterblichen Verdiensten des gewaltigen Sprachmeisters muss man doch sagen, dass er hier in einer einseitigen Auffassung der Sprachentwicklung befangen ist. Gegenüber der früheren Ansicht über Sprachgeschichte, welche in den sprachlichen Ueberresten der Vorzeit nur regellose Willkür und Barbarei erblickte und die Ausbildung und Verfeinerung der Sprache erst den fortgesetzten Bemühungen von Gelehrten und Schriftstellern zuschrieb, hat er das Verdienst, das Gesetzmässige in dem ältesten Zustand der germanischen Sprachen nachgewiesen und denselben gegen die Vorurtheile der Gelehrten des 18. Jahrhunderts zu Ehren gebracht zu haben. Aber seine Vorliebe für die alten, volltönenden Wortformen führt ihn zum andern Extrem, indem er in der neueren Sprachperiode, welche den Körper des Worts zu geringerem Umfang verdichtete oder durch das Walten der Analogie gleichheitlich gestaltete, keine Entwicklung mehr, sondern lauter Verderbniss fand.

Auch die Aufstellung des Begriffs der Tochttersprache durch Wilhelm v. Humboldt und Steinthal und dessen Anwendung auf die romanischen Sprachen hat dem Ansehen des Französischen in den Augen vieler geschadet; denn mit jenem Begriff verband sich gewöhnlich eine gewisse Missachtung gegen diese Sprachen, die man anderen, z. B. der griechischen und lateinischen, wie der deutschen als ursprünglichen Gebilden gegenüberstellte. Allein diese Unterscheidung ist wissenschaftlich nicht haltbar, wie Franz Scholle in der Schrift „über den Begriff der Tochttersprache“¹⁾ und im Anschluss daran und gestützt auf Max Müllers Ausführungen Albert Benecke in einem Aufsatz des Herrig'schen Archivs²⁾ dargethan haben. Denn alle Erscheinungen von Lautwechsel und Begriffswandel, welche in der Entstehung und Fortbildung des Französischen zu Tage treten, lassen sich ebenso in der Geschichte der deutschen, wie der griechischen und lateinischen Sprache nach-

¹⁾ Berl. 1869.

²⁾ Band 45.

weisen, so dass auch diese letzteren wieder als Tochtersprachen, d. h. Umbildungen eines früher vorhandenen Sprachzustandes angesehen werden müssen. Wie ungünstig, aber auch mit welcher Voreingenommenheit Steinthal die romanischen Sprachen beurtheilt, geht aus folgenden Aeusserungen hervor, die Benecke mittheilt. „Wenn man den Bart am Schlüssel mit dem Italiener ingegno della chiave nennt, so hat man nicht den Schlüssel vergeistigt, sondern den Geist in der Materie untergehen lassen, denn ingegno della chiave ist doch nur der Hebel des Schlosses. Wie ganz anders, wenn wir im Deutschen die Windungen des Schlosses, in denen sich der Bart bewegt, die Seele des Schlosses nennen! Hier ist in der That das Todte beseelt!“ — „Merces, italienisch mercede und mercé, spanisch merced, französisch merci, Lohn, Dank, Gnade und Barmherzigkeit! Bei solchem Worte wird dem deutschen Gemüthe unheimlich!“ — Treffend entgegnet hierauf Scholle: „Wenn sich Steinthal wegen merces an das deutsche Gemüth wendet, so könnte der Romane entgegnen, dass ihm bei manchem deutschen Worte auch unheimlich wird. Bei unserem „Gift“, dessen eigentliche in „Mitgift“ enthaltene Bedeutung die von „Gabe“ ist, könnte er mit Recht ausrufen: „Wie heimtückisch muss das deutsche Volk sein, wenn es mit einer Gabe gleich meuchelmörderische Gedanken verbindet!“ Dass es aber im Deutschen nicht wenige Wörter mit einer nach der schlimmen Seite hin entwickelten Bedeutung gibt, hat Bechstein in dem Aufsatz: „Ein pessimistischer Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen“¹⁾ ausgeführt. Wenn Steinthal nun gar zu der übertrieben geist- und gefühlvollen Bemerkung²⁾ sich versteigt: „Partir ist ganz und gar prosaisch, weil logisch entwickelt, während unser „Scheiden“ von Anschauung und Wehmuth und darum mit Poesie durchtränkt ist. La foudre part de la nue ist die reine Prosa; der Blitz fährt aus der Wolke. Wenn wir übersetzen: der Blitz scheidet von der

¹⁾ Germania VIII, 330.

²⁾ Herr. Archiv 1864, 137—138.

x) Unheimlich! Frz. poison heißt unheimlich
 „Das Frank“ (potionem) „Dahin heimlich“
 nur das franzö. Wort hin!

Wolke, so hätten wir schon, ich möchte sagen, einen Mythos gebildet: der die Wolke umarmende Blitz muss durch ein trübes Geschick von ihr scheiden; es wäre ein ganzes Romeo und Julie“, — so ist das nichts weiter als die Geltendmachung eines subjektiven Gefühls, ein phantastisches Spiel, das sich von selber richtet. Man könnte eine stattliche Blumenlese von missgünstigen Aeusserungen dieses Gelehrten über die romanischen Sprachen zusammenstellen. Hier sei nur eine hervorgehoben, weil sie, wie es scheint, unter den Philologen viele Anhänger zählt. Eine Autorität im höheren Schulwesen, Wiese, erwähnt in seiner Schrift: Ueber den Missbrauch der Sprache¹⁾ „sekundäre und abgeleitete Sprachen, z. B. die französische, in denen der lebendige Zusammenhang der Sprachentwicklung zerrissen und die gleichsam entwurzelt sind, in denen die Bestandtheile wie leblos neben einander liegen und die Bildsamkeit der Sprache erloschen ist.“ Ganz so wie Steinthal den romanischen Sprachen unorganischen Ursprung, einen Bruch in der Entwicklung, Ablösung vom vaterländischen Boden und Versetzung in einen fremden vorwirft. „Der Romane spricht eben eine Sprache, die ihm nicht ursprünglich, nicht ganz gehört; darum lebt nur sein Verstand in ihr, Gefühl, Gemüth tritt nicht in sie ein. Der Romane hat ein Wort für jedes Gefühl; aber sein Wort ist kalt und nimmt kein Gefühl auf. Er hat Ausdrücke für alle Anschauungen, aber sein Wort ist ohne Anschaulichkeit.“

Auf den ersten Blick haben solche Ausführungen, die den Anschein besonders tiefer Auffassung erregen, ungemein viel Bestechendes, indem sie durch wissenschaftliche Schlagwörter das Urtheil des Lesers im voraus einschläfern und durch einschmeichelnde Bilder die Phantasie zur Bundesgenossenschaft aufrufen. Der Mann von Bildung weiss ja von der Schule her, dass die Gallier zuerst ihre eigene Sprache redeten und erst in Folge ihrer Unterwerfung durch Cäsar die der Römer annahmen; mit Jakob Grimm betrachtet er die Sprache als

¹⁾ Berl. 1859. Bei Schmitz Suppl. I, 107.

Naturprodukt und denkt nun bei Durchlesung von Steinthals Aeusserungen etwa an eine Palme, die auf fremdem Boden, in fremdem, rauhem Klima elend hinsiecht und zuletzt verkrüppelt und abstirbt. So ergreift ihn unsägliche Verachtung dieser verkümmerten Sprache, womit sich zu allem Unglück noch eine fromme Scheu vor der sittlichen Verkommenheit des französischen Volkes verbindet. Und eine solche Sprache soll die deutsche Jugend lernen, ja gründlich lernen? Ist da nicht zu befürchten, dass ihr Gemüthsleben durch eine so heruntergekommene, herz- und gemüthlose Sprache aufs tiefste geschädigt werde, dass das Studium derselben nur kalte Verstandesmenschen heranziehe?

Allein der Bruch in der Entwicklung ist keineswegs erwiesen, und so lange dies nicht geschehen ist, können auch die aus der Annahme desselben gezogenen Folgerungen hinsichtlich des psychologischen Verhältnisses zwischen dem Franzosen und seiner Sprache, sowie die allenfalls daran geknüpften Bedenken gegen den französischen Unterricht an deutschen Schulen nicht anerkannt werden.

Wäre die Sprache blosses Naturprodukt, so müsste ein Bruch in der Entwicklung von vornherein ausgeschlossen sein; denn die Natur macht keinen Sprung, sondern bewegt sich in leisen und unmerklichen Uebergängen. Allein sie ist vielfach vom menschlichen Willen und von äusseren Umständen abhängig, und beides zusammen bewirkte die Uebertragung der lateinischen Volkssprache auf die gallischen Völkerschaften. Von diesem historischen Vorgange besitzen wir leider keine genügende Kunde. Doch kann man wenigstens versuchen, auf Grund ähnlicher Vorgänge der neueren Zeit sich eine annähernd richtige Vorstellung davon zu bilden. So viel steht fest, dass die Gallier Neigung und Interesse bestimmte, die Sprache des siegreichen Volkes anzunehmen, während letzteres den Anspruch erhob, mit seinen Einrichtungen auch seine Sprache in dem eroberten Lande zur herrschenden zu machen, dass ferner der ausgedehnte Verkehr zwischen Siegern und Besiegten die Uebertragung der Sprache ausserordentlich be-

günstigen musste. Auch bestanden im südlichen Gallien schon lange vor Cäsar römische Colonien, welche die erste Bekanntschaft der einheimischen Bevölkerung mit der Sprache des mächtigen Nachbarvolkes vermittelten. Gab nun auch erst die Eroberung des ganzen Landes den Hauptanstoss zur völligen Einbürgerung der fremden Sprache, auf einmal konnte dieselbe doch nicht erfolgen, wie etwa die Einrichtung der römischen Provinzverwaltung. Hier widerstanden natürliche Verhältnisse dem Willen der Eroberer. Ein Gallier konnte nicht heute celtisch, morgen römisch sprechen. Dass es Jahrhunderte währte, bis die lateinische Sprache in allen Landschaften durch alle Schichten der Bevölkerung gedrungen war, beweisen die Zeugnisse über den Fortbestand der einheimischen Dialekte, welche Diez in der Grammatik der romanischen Sprachen¹⁾ zusammengestellt hat. Demnach war in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die alte Sprache in der Landschaft Auvergne noch nicht ausgestorben, da Gregor von Tours aus ihr noch einen Eigennamen deutet: „Bracchio, quod eorum (Arvernorum) lingua interpretatur ursi catulus.“ Wenn damals, also nach sechs Jahrhunderten, die Römersprache in den Städten auch das ungeheure Uebergewicht besass, so hat die Verdrängung der einen Sprache durch die andere immerhin geraumer Zeit bedurft; und doch war sie durch die mächtige Assimilationskraft des römischen Geistes, die Zersplitterung der Gallier in zahlreiche, einander häufig befehdende Stämme und ihre von Cäsar erwähnte Vorliebe für alles Neue noch besonders begünstigt.

Die Art und Weise, wie die römische Sprache auf den Gallier überging, kann nicht wesentlich verschieden gewesen sein von der, in welcher sie sich innerhalb des römischen Volkes selbst von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Zunächst wird die erste Generation nur einzelne Wörter aufgenommen haben, ähnlich wie die Engländer in der Normannenzeit aus dem Französischen, die Franzosen des 16. Jahrhun-

¹⁾ I, 115 f. zweite Ausg. Vergl. Bernhardt a. a. O. Anm. 53.

derts aus dem Italienischen, die Deutschen im 17. Jahrhundert aus beiden Sprachen. Während aber hier gleichzeitig eine Reaktion gegen die fremdartigen Elemente auftrat, ging dort die Eindrängung derselben ungestört fort. Der Gallier, der die fremden Formen zuerst entlehnte, musste dieselben wohl als fremde fühlen, dem nachgeborenen Geschlecht bildeten sie bereits einen Theil der Muttersprache, so gut wie der noch vorhandene Vorrath celtischer Formen; die vom Vater auf den Sohn vererbte Masse lateinischer Wörter musste jedoch von Geschlecht zu Geschlecht umfangreicher, die Ueberreste des celtischen Sprachschatzes immer geringer werden, bis zuletzt eine Generation kam, welche aus dem Munde der Eltern nur noch römische Worte vernahm. Die ersten Generationen mögen sich einer Art Mischsprache bedient haben, wie die Bewohner Englands nach der normannischen Eroberung oder die in englischer Umgebung angesiedelten deutschen Colonien Nordamerikas¹⁾. Die letzte Generation hatte, abgesehen von dialektischen Verschiedenheiten, keine andere Sprache, als die Bevölkerung Italiens oder selbst Roms. Latein war ihr in demselben Grade Muttersprache wie der in Italien aufwachsenden Jugend, und folglich stand sie zu demselben in keinem andern psychologischen Verhältniss als diese.

Das Kind lernt bei Aneignung eines Wortes nicht die ganze Fülle der Bedeutungen, deren dasselbe fähig ist, sondern zunächst nur die, in welcher seine Umgebung dasselbe eben gebrauchte. Begegnet es ihm in anderer Bedeutung, so fehlt das Verständniss. Das Zeitwort „aufheben“ ist ihm geläufig, weil die Mutter es mehrmals aufgefordert hat, irgend einen Gegenstand vom Boden aufzuheben; wenn es aber zum ersten Mal ge-

¹⁾ Daniel (Handbuch der Geogr. 2. Aufl. I. Theil, S. 776) gibt davon folgende Proben aus einer Zeitung: Unterzeichneter zahlt den Philadelphiapreis für einiges (any) Getreide, welches man ihm bringen wird in Käsch. — Zu verkaufen in öffentlicher Vendü eine vornehme Grundlotte; darauf sind errichtet zwei gute Wohnhäuser, ein Brickhaus und ein Främhaus gewetterbordet. — Guter Bargain! Zu verkaufen ein vornehmes Familienpferd (a first rate family horse).

heissen wird, sein Bilderbuch aufzuheben¹⁾, d. h. wieder in die Schublade zu legen, so nimmt es dasselbe vom Boden oder vom Tische auf und hält es über den Kopf empor, eine Bewegung, welche verräth, dass ihm das Verbum im übertragenen Sinne völlig unverständlich ist. Es kennt, vielleicht aus eigener Erfahrung, die Bedeutung des Wortes „brennen“; sagt man ihm aber: Da wirst du dich brennen²⁾, d. h. sehr täuschen, so fragt es: Wo denn? und zeigt dadurch, dass es nur die sinnliche Bedeutung des Verbums versteht. Derjenige Theil des Wortinhaltes, welchen der kindliche Geist zuerst auffasst, ist nun nicht immer die Grundbedeutung, wie in diesen, dem Familienleben entnommenen Beispielen. Wäre dies, so müsste dieselbe bei allen Wörtern fortleben. Allein sehr häufig kommt sie dem Sprachbewusstsein abhanden, und erst die Wissenschaft bringt sie wieder ans Licht, und zwar nicht ohne mühevollen Forschung, und nicht einmal bei allen Wörtern. Einmal aber muss dann, wenn auch nicht gleichzeitig auf dem ganzen Sprachgebiet, zuerst geschehen, dass das jüngere Geschlecht gewisse Wörter in ihrer ursprünglichen, sinnlichen Bedeutung gar nicht mehr vernimmt. Und dies kann man füglich einen Bruch in der Tradition nennen, weil nicht mehr die ganze Summe der Bedeutungen, sondern nur der abstrakte Theil derselben überliefert wird. Diese Erscheinung ist wohl allen Sprachen gemein, aber keineswegs nothwendig bedingt durch die Mittheilung einer Sprache an ein Volk, das zuvor einer anderen sich bediente. Wenn der Gallier nicht den vollständigen Inhalt der lateinischen Wörter auf einmal beherrschte, so boten die hundertfachen Beziehungen, welche die Provinz an den Mittelpunkt des Reiches knüpften, Gelegenheit genug, den gesammten Sprachvorrath mit seinem vollen sinnlichen und abstrakten Inhalt, wie er den damaligen Römern selbst zu Gebote stand, sich allmählich anzueignen. Dass dabei manche Wörter das

¹⁾ Vgl. Grimms Wörterb. s. v. Aufheben 13).

²⁾ Vgl. ebend. s. v. Brennen 2) b.

sinnliche Element einbüssten, ist natürlich so wenig ausgeschlossen, wie bei deren Ueberlieferung innerhalb des gleichen Volkes.

Ein Bruch der Tradition liegt also vor, wenn einzelne Wörter gar nicht mehr oder nur mit einem Theil ihres bisherigen Inhalts überliefert werden; ganz dasselbe, aber im Grossen, fand bei der celtischen Sprache statt, deren Ueberlieferung das übermächtige Latein immer grösseren Abbruch that, bis sie zuletzt erlosch. Dies ist jedoch kein Bruch in der Entwicklung der römischen Sprache zur französischen; denn in der Seele des Gallorömers mussten die lateinischen Wörter dieselben Gefühle und Vorstellungen erwecken, wie in dem römischen Bewohner Italiens.

In einem Punkte überdies war der Gallier in derselben Lage, wie das römische Kind, nemlich gegenüber der Menge neuer Dinge und Begriffe, mit welchen ihn das aufs höchste entwickelte und verfeinerte Leben der römischen Hauptstadt bekannt machte. In dem damaligen Rom vereinigte sich die gesammte Cultur der Völker, die es nach einander unterworfen. Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Staatskunst und öffentliches Leben hatten in Rom einen Mittelpunkt gefunden und aus ihm den Inbegriff aller geistigen Errungenschaften des Alterthums gemacht. Dieser grossartigen Cultur stand der Gallier, so hoch man auch seine eigene Bildung stellen mag, nicht anders gegenüber als der römische Knabe. So gut wie dieser musste er hier mit dem Ausdruck die Sache, mit dem Worte den Begriff sich aneignen.

Merkwürdige Folgerungen ergeben sich, wenn man die Theorie von dem Bruch der Entwicklung auf andere Sprachen anwendet. Latein war ursprünglich die Sprache Latiums; wenn auch die Osker, Sabiner und Umbrer verwandte Mundarten besassen, ganz anderen Stammes war die Sprache der Etrusker, und ebenso der Gallier im Norden, der Griechen im Süden der Halbinsel. Wenn nun alle Bewohner derselben in den letzten vier oder fünf Jahrhunderten vor Christi Geburt mit Aufgebung des heimatlichen Idioms die römische

Sprache annahmen¹⁾, so muss auch hier ein Bruch in der Entwicklung eingetreten sein, und es gilt für alle nicht ursprünglich lateinischen Bewohner Italiens dasselbe, was Steintal den Franzosen vorwirft: ihre Sprache gehörte ihnen nicht ursprünglich, nicht ganz; darum lebte nur ihr Verstand in derselben; Gefühl, Gemüth trat nicht in sie ein. Nicht alle Schriftsteller des Augusteischen Zeitalters konnten sich rühmen, in Rom oder auf Latiums Boden geboren zu sein. Virgil, Horaz und Ovid, sowie unter den Prosaikern Livius, also unsere gelesenen Schulautoren, gehören nicht zu den Ausgewählten. Am Ende ist die vielfach erörterte patavinitas, welche die sprachlichen Feinschmecker an dem Geschichtsschreiber aus der Provinz tadelten, auf diese Weise zu erklären. Aber vielleicht stammen all diese Schriftsteller von römischen Colonisten ab und können deshalb Latium doch ihre ursprüngliche Heimat nennen. Indess wäre es ein sonderbarer Zufall, wenn auch die in Spanien gebornen Schriftsteller dasselbe von sich sagen könnten, wie die beiden Seneca, Lucan, Columella, Quintilian und Martial, von denen einige recht gute Proben von ihrer Vertrautheit mit der lateinischen Sprache abgelegt haben. Allein nur ihr Verstand lebte in derselben; denn auch bei ihnen war ein Bruch in der Entwicklung vorausgegangen, dem sie die Kenntniss des Latein verdankten. Ebenso kalt und ungemüthlich muss die gegenwärtige Bevölkerung östlich der Elbe, in den nach der Völkerwanderung von Slaven bewohnten, später nach der Eroberung durch die sächsischen Kaiser allmählich germanisirten Gebieten, der deutschen Sprache gegenüber stehen, ja kälter und fremder als die Franzosen der ihrigen. Denn diese haben seit Cäsar zwei Jahrtausende Zeit gehabt, zu der von den Siegern aufgedrängten fremden Sprache ein einigermaßen befriedigendes Verhältniss anzubahnen, sich dieselbe wenigstens zur andern Natur zu machen. Die Germanisirung der jenseits der Elbe gelegenen Gebiete erfolgte erst viele Jahrhunderte nach der

¹⁾ Bernhardt a. a. O. Anm. 109.

Romanisirung Galliens. In noch geringerem Grade gehört die deutsche Sprache den Nachkommen jener 25,000 Franzosen an, welche unter dem grossen Kurfürsten und seinem Sohne, also erst vor zweihundert Jahren, in Brandenburg einwanderten¹⁾, und ebenso derjenigen, welche in andern Gegenden Deutschlands, in der Pfalz, in Hessen z. B. zahlreiche Ansiedelungen gründeten. Man blickt in einen wahren Abgrund, wenn man sich in jene Theorie vertieft; und das unsichere Gefühl, vielleicht an den Folgen eines vor Jahrhunderten eingetretenen Bruches der sprachlichen Entwicklung zu leiden, muss zuletzt jedem Deutschen den ruhigen und gemüthlichen Besitz seiner Muttersprache in Frage stellen, wenn er von seiner rein germanischen Abstammung keine glaubwürdigen Urkunden besitzt. Am fremdesten aber müssen nach Steinthals Annahme die Juden zur deutschen Sprache stehen; ihnen gehört sie am wenigsten ursprünglich; denn ihre Ahnen sprachen hebräisch²⁾ oder chaldäisch, später griechisch, lateinisch oder arabisch, zuletzt deutsch oder eine andere der jetzigen Sprachen. Bei ihnen trat der Bruch in der Entwicklung sogar mehrmals ein, und daraus müsste man schliessen, dass sie die Sprache jedes Volkes, in dessen Mitte sie wohnen, annehmen und wieder aufgeben, wie man ein Kleid anlegt oder auszieht, dass sie zur deutschen Sprache in gar keinem oder in einem viel entfernteren Verhältniss stehen, als die Franzosen zu der ihrigen. Dass dies ein Irrthum wäre, haben Heine und Auerbach in ihren Werken bewiesen. Das beweist Steinthal selbst in den oben angeführten Aeusserungen, aus denen man sieht, wie sehr sein Gefühl und seine Phantasie in der deutschen Sprache lebt. So gut aber den Bewohnern der östlichen Provinzen Deutschlands, den Nachkommen eingewanderter Franzosen und Israeliten die deutsche, so gut den nichtlatinischen, selbst

¹⁾ Nach Sugenheim, Aufsätze und biographische Skizzen zur franz. Gesch. Berl. 1872. S. 45.

²⁾ Selbst die hebräische Sprache gehört ihnen nicht ursprünglich; denn sie nahmen dieselbe erst von der Bevölkerung des Landes Kanaan an, in welches sie aus Mesopotamien einwanderten.

den aus Spanien oder Afrika stammenden Schriftstellern die römische Sprache voll und ganz gehört, ebenso muss man auch die Sprache des Franzosen als den Ausdruck seines innersten Wesens gelten lassen.

Gegen die weitere Bemerkung, dass die französische Sprache nur zur Mittheilung von Gedanken, nicht aber zum Ausdruck von Empfindungen befähigt sei, hat bereits Herder ¹⁾ den treffenden Ausspruch gethan: „In eines jeden grossen Schriftstellers Händen ist die Sprache ein eigenes Ding; er braucht und formt sie nach seinem Gefallen; sein Charakter, sein Geist, sein Herz belebt sie.“ Niemand wird behaupten, dass die Franzosen kein Herz haben; im Gegentheil, ihr Gemüth ist ungestümer Empfindung, ja wilder Leidenschaft fähig. Wo aber Empfindung und Leidenschaft ist, bricht sie hervor, in der Sprache der Kunst nicht minder wie des gewöhnlichen Lebens. Wenn deutsche Leser sie nicht fühlen, so ist noch keineswegs bewiesen, dass sie überhaupt nicht vorhanden ist. Indess es gibt auch solche, welche sie in den französischen Worten recht deutlich erkennen. Zu ihnen gehört Herm. Hettner, der über Rousseaus Sprache im ersten Theil der Heloise sagt ²⁾: „Jedes Wort ist bang und sehnsuchtsvoll durchglüht und durchzittert von dem Jubel und Kampf der Liebe. — Die Innerlichkeit des Herzens liegt offen vor uns, mit allen ihren Geheimnissen, Lieblichkeiten und Qualen.“ — Daran schliesst sich eine allgemeinere Bemerkung über den Einfluss der neuen Heloise auf die deutsche Literatur: „Wenn wir in dem nachfolgenden Menschengeschlecht, namentlich in den deutschen Stürmern und Drängern, eine tiefere Innerlichkeit des Gemüthslebens sehen, als unter den Trägern der Aufklärungsphilosophie, so ist ein grosser Theil dieses Umschwungs sicher auf Rechnung der neuen Heloise zu schreiben.“

Dem Urtheil Grimms und Steinthals, welche der französischen Sprache mit Berufung auf ihren angeblich sekun-

¹⁾ Briefe zur Beförderung der Humanität, Nro. 52.

²⁾ Die franz. Literatur im 18. Jahrh. 2. Aufl. S. 486.

dären Charakter eine untergeordnete Stellung anweisen, treten gelegentliche Bemerkungen gewichtiger Autoritäten zur Seite, welche darauf hinzielen, ihren pädagogischen Werth zu verkleinern. So berichtet Karl v. Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik ¹⁾ folgenden Ausspruch Göthes: „Soll ich Französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als dass dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Lebhaftigkeit ausdrückt, jener aber, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen muss.“ — Was geht aus diesen Worten hervor? Man sollte meinen, nichts anderes, als dass Göthe überhaupt einer fremden Sprache sich nicht bedienen will, also auch nicht der französischen; und darin hat er vollkommen Recht. Was Raumer aus ihnen herausliest, sagt er in einer Anmerkung. „Aus diesen Worten Göthes ergibt es sich, dass wir doch in einer Hinsicht die europäische Verbreitung des Französischen nicht als eine Bevorzugung desselben betrachten müssen. Die französische Sprache bietet nemlich einen Reichthum gestempelter, hergebrachter Phrasen für allerlei Gelegenheiten im Leben und egalisiert dadurch geistreiche Menschen und Dummköpfe. Darum ist sie so verbreitet als ein willkommenes Surrogat des Denkens und der Bildung. Wie manche Hofdame mag sich durch fertiges Französischschwätzen über Göthe gedünkt haben.“

Es ist wahr, fertiges Parliren in Gesellschaft wird in manchen deutschen Kreisen immer noch überschätzt und als die reifste Blüthe der Bildung betrachtet. Manche Mütter, die auf feine Bildung halten, können nicht genug klagen, dass die Töchter im Institut eben gar zu wenig französisch sprechen lernen. Als vollendet sieht man dagegen die weibliche Bildung

¹⁾ III. Theil. 1. Abth. S. 62.

an, wenn die Töchter ein Jahr in der französischen Schweiz zugebracht haben, wo sie natürlich der Sprache vollends mächtig werden. Wenn Raumer gegen solche Anschauung ankämpft, verdient er den Dank des Vaterlandes. Es ist ferner wahr, dass die französische Sprache „einen Reichthum gestempelter, hergebrachter Phrasen für allerlei Gelegenheiten im Leben“ bietet, die man gewöhnlich mit dem Ausdruck conventionell bezeichnet, und dass durch deren umsichtige Handhabung, wenn auch gerade nicht ein Dummkopf, so doch immerhin ein mittelmässiger Geist einen gewissen Schein um sich verbreiten kann. Zweifelhaft bleibt jedoch, ob die französische Sprache ihre Beliebtheit und Verbreitung jenen abgestempelten Phrasen verdankt; denn nicht der Charakter der Sprache bedingt ihre Verbreitung, sondern vor allem die politische Stellung des Volkes, das sie spricht. So hat das Schwert Alexanders des Grossen der hellenischen Sprache, der Eroberungsgeist der Römer dem Latein ein weites Gebiet gewonnen; so haben die Flotten Englands die englische Sprache hinausgetragen von den Ufern der Themse in alle Theile der Welt. Und ebenso verdankt die französische Sprache ihre Verbreitung im Mittelalter den Thaten französischer Ritter im Abend- und Morgenlande, und in neuerer Zeit neben anderen, mitwirkenden Ursachen dem politischen Uebergewicht, das Frankreich unter der Regierung Richelieus und Ludwigs XIV. und späterhin durch Napoleons europäische Diktatur erlangte. Ungerecht aber ist es, mit dem Hinweis auf jene gestempelten Redensarten der französischen Sprache einen Makel anheften zu wollen. Denn solcher Redensarten, die bei verschiedenen Anlässen des gesellschaftlichen Lebens immer wieder auftreten und zuletzt zu stereotypen Formeln erstarren, besitzt jede gebildete Sprache die Fülle. Um sich zu überzeugen, dass die deutsche Sprache hierin keine Ausnahme macht, darf man nur im Eisenbahnwagen das Gespräch der Reisenden, oder Rede und Gegenrede bei Besuchen und geselligen Zusammenkünften belauschen. Giebt es doch zu grösserer Bequemlichkeit der Liebenden vortreffliche Briefsteller, welche die zier-

lichsten Floskeln für die zartesten und innigsten Gefühle des Herzens in allen möglichen Fällen von Liebeslust- und leid gleichsam auf Lager halten. Ja man hat häufig gesagt, unsere Sprache habe durch die Werke der Klassiker einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, dass sie selbst für den Dichter dichte, weil alle Gefühle der Menschenbrust durch sie ihren mustergültigen, unsterblichen Ausdruck empfangen haben. Aber auch in früherer Zeit bewegte sich das Leben der Deutschen in feststehenden Wendungen. In einer Schilderung aus dem Jahr 1661 sagt Gust. Freytag¹⁾: Genau bestimmt war die Form des Verkehrs, nicht gering die Zahl der bedeutsamen Redewendungen, welche jede gesellschaftliche Beziehung einleiteten und wie Marksteine in gebahntem Weg erhielten.“ Würde nun der französische Unterricht in der Schule darauf ausgehen, der deutschen Jugend derartige Redewendungen einzulernen, so entstünde allerdings die Gefahr, dass ihr Geist durch gedankenloses Plappern abgestumpft würde. Aber an einen solchen Unterricht denkt kein vernünftiger Mensch, und entschiedenem Tadel verdiente ein Lehrer, der ihn auf solche Weise ertheilte.

Mit Raumers Bemerkung verwandt ist eine Aeusserung Baumgartens in Schmidts Encyclopädie unter dem Artikel: „Französische Sprache.“ „Die französische Sprache hat sich zum Theil unter dem Einfluss der Conversation entwickelt: schon im Mittelalter dichtete und focht man mit dem Hintergedanken an den Damensalon.“ In der That, der Antheil, welchen die Damen an der Entwicklung der französischen Sprache nahmen, ist nicht gering. Zunächst galten sie, wie die griechischen und römischen Frauen²⁾, als Hüterinnen der unverfälschten Tradition, namentlich insofern ihr Sprachgefühl nicht durch Kenntniss fremder Sprachen getrübt und unsicher war. Vaugelas, der berühmte Verfasser der „Remarques“, wandte sich, wo er über den Sprachgebrauch zweifel-

¹⁾ Bilder III, 269.

²⁾ Bernhardt a. a. O. S. 43.

haft war, nach dem Vorbilde Ciceros ¹⁾ nicht an die gelehrten Sprachkenner, sondern an gebildete Frauen um Auskunft ²⁾. Wenn die römischen Frauen die vornehme Eleganz ihrer Rede durch den Umgang ihrer Umgebung, zunächst den Kindern mittheilten, wie z. B. Cornelia, die Mutter der Gracchen, und andere, welche Cicero im Brutus lobend erwähnt, so gingen die Damen im Hotel von Rambouillet allerdings viel weiter, indem sie, unter der Herrschaft des italienisch-spanischen Einflusses, mit bewusster Absicht und willkürlich den Gebrauch der einheimischen Wörter änderten und vielfach erweiterten, neue Bilder und gesuchte Wendungen schufen. Für die Uebertreibung und Ausartung ihrer sprachlichen Bemühungen ist ihnen reichlicher Spott zu Theil geworden; aber die Sprache verdankt ihnen doch die Verdrängung der noch am Hofe Heinrichs IV. herrschenden rohen und indecenten Ausdrücke und eine Fülle von treffenden Wendungen, die selbst vor Boileaus unbarmherziger Kritik Gnade fanden und sich erhielten ³⁾. Sieht man von ihren gewagten und geschmacklosen Neubildungen ab, welche sich bald wieder aus dem Gebrauche verloren, so kann man sagen, dass die französische Sprache durch den weiblichen Einfluss und die Conversation gewann. Göthes Spruch: „Willst du erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edeln Frauen an“, gilt wohl auch für die Sprache;

¹⁾ Remarques, Amst. 1690. II, 98: les femmes que j'ai consultées là dessus à l'imitation de Cicéron. 271: C'est pourquoi le plus éloquent homme qui ait jamais été, avait raison de consulter sa femme et sa fille dans les doutes de la langue, plutôt qu' Hortensius ni que tous ces autres excellents orateurs qui fleurissaient de son temps.

²⁾ Ebend. II, 270: dans les doutes de la langue il vaut mieux pour l'ordinaire, consulter les femmes et ceux qui n'ont point étudié que ceux qui sont bien savants en la langue Grecque et en la Latine. Denn: ne connaissant point d'autre langue que la leur, quand on vient à leur proposer quelque doute de la langue, vont tout droit à ce qu'ils ont accoutumé de dire ou d'entendre dire qui est proprement l'usage. Aehnlich Cic. de or. III, 12 *facilius enim mulieres incorruptam antiquitatem conservant, quod multorum sermonis expertes ea tenent semper quae prima didicerunt.*

³⁾ Wey, hist. des révol. du langage en France. 493 ff.

und edle Frauen im Göthe'schen Sinne hat es wohl auch in Frankreich gegeben. Conversation aber ist unzweifelhaft einer der Faktoren, welche zur Ausbildung der Sprache mitwirken. Dies ist wenigstens die Meinung Herders¹⁾, der sie in einer der Schulreden ausspricht: „Am innigsten aber wird die Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider wir Deutsche nützen den Umgang zur Bildung unserer Sprache und Rede fast gar nicht; darum heissen wir bei andern Nationen so oft stumme und ungeschickt sprechende, rohe Barbaren“. Man empfiehlt dem Jüngling den Verkehr mit gebildeten Frauen, damit die in den sogenannten Flegeljahren hervorbrechende Unbändigkeit durch die Schranken von Zucht und Sitte gemildert werde²⁾. Ebenso wenig wird ihm eine Sprache schaden, für deren Ausbildung der Einfluss feinführender Damen eine Zeit lang massgebend war.

Freilich, die französische Sprache ist gebildet, aber — so hört man oft sagen — sie ist mehr als dies; sie ist in Verbildung und Ueberfeinerung ausgeartet. Das Schlechte, Lasterhafte weiss sie mit schönem Gewand zu umkleiden, das den Arglosen einnimmt und besticht, so dass er durch die glänzende Aussenseite verführt gar leicht auch an dem verderbten Inhalt Gefallen findet. Viele Ausdrücke hat der frivole Geist dieses Volkes erfunden, die schönen duftenden Blumen gleichen, unter denen sich die giftige Schlange lauernd verbirgt. „Comment, Mademoiselle, sagt der Franzose in Lessings Minna von Barnhelm, Vous appelez cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses doigts, être sûr de son fait, das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!“ — Hier ist vor allem zu erinnern, dass der Franzose in jenem Lustspiel eine Carikatur ist, nach des Dichters Absicht auch jedenfalls sein soll. Den Zeitgenossen Lessings konnte selbst eine starke Uebertreibung

¹⁾ Herders W., Philosophie u. Gesch. 12. Bd. 153. Tübing. 1811.

²⁾ Bomhard, Vorschule des akademischen Lebens und Studiums. 21. Brief (Benehmen gegen Frauenzimmer).

in der Charakterschilderung der so lächerlich bewunderten Franzosen nur heilsam sein, und Lessing hat sich ein grosses Verdienst erworben, wenn er sie vor seinen Landsleuten des falschen Nimbus entkleidete, mit welchem thörichte Bewunderung sie umgab. Allein die Zeiten haben sich geändert. Herrschte damals die Neigung, alles Französische, eben weil es fremd war, zu überschätzen, so verleitet heutzutage das gehobene Selbstgefühl manche dazu, alles, was französisch heisst, eben deshalb mit Misstrauen und Verachtung anzusehen. Man rühmt gegenüber den französischen Euphemismen und Complimenten das gute, ehrliche, grobe Deutsch, das nichts bemäntelt, nichts beschönigt, das Kind vielmehr immer beim rechten Namen nennt. Allein Euphemismen hat das Französische mit allen gebildeten Sprachen gemein; schon das Wort ist ein Beweis für das Vorhandensein der Sache. In jeder guten Gesellschaft wird das Unangenehme, Unanständige, Lasterhafte durch mildernde, beschönigende Worte verhüllt. Wenn die Franzosen, namentlich in gewissen Perioden, von dem Euphemismus zur Beschönigung des Lasters einen zu starken Gebrauch gemacht haben, so soll dies nicht gerechtfertigt werden; man wird aber nicht behaupten wollen, dass dies in den Werken der französischen Schriftsteller geschieht, welche die Schule der deutschen Jugend in die Hand gibt. Dass der Franzose auch die ungeschminkte Wahrheit sagen kann, wenn es die Umstände erheischen, beweist der Ausdruck *parler en bon français*, womit er das Gegentheil der verblühten Redeweise bezeichnet, wie der Deutsche gleichfalls zwischen den Zeilen lesen oder aus seinen Worten entnehmen lässt, was sie „auf gut Deutsch“ bedeuten sollen. Im Uebrigen gilt es doch auch in Deutschland nicht für gebildet oder taktvoll, Jemand etwas Unangenehmes unter die Nase zu reiben; und neben deutscher Grobheit können auch deutsche Complimente recht gut bestehen, alles zu seiner Zeit. Wem es aber nicht gefällt, Grobheiten anzuhören oder selbst für einen Grobian zu gelten, der schelte die Franzosen nicht wegen ihrer Artigkeit.

Aber die französische Sprache beschönigt nicht nur, ihr Wesen hat sogar etwas Mephistophelisches; denn, sagt Wiese¹⁾, „durch die französische Sprache geht ein verneinender Zug, durch die deutsche ursprünglich ein positiver.“ Selbst die letztere scheint ihren positiven Zug nicht rein bewahrt zu haben, wie das eingeschobene „ursprünglich“ anzudeuten scheint. Vielleicht dachte der Verfasser der angeführten Schrift an den Charakter der Berliner Bevölkerung, den Julius Rodenberg²⁾ folgendermassen schildert: „Das Urtheil des Berliners ist scharf, und er urtheilt über alles. Das warme Wort des Beifalls und der Anerkennung ist ihm nicht so geläufig wie dem Wiener; er tadelt lieber, als dass er lobt. Er ist negativ, wo der Wiener affirmativ ist. Das volle, herzige, rückhaltlose „Ja“ des Wieners geht ihm schwer über die Lippen; er beschränkt und verklausulirt es beständig mit einem „aber“ und „d. h.“ und selbst wenn er zustimmt, sogar bewundert, kann er nicht umhin, mit „Nein“ zu beginnen. Nein, sagt der Berliner, wie reizend! als ob er darüber in Erstaunen gerathe, dass ihm etwas gefallen könne.“³⁾ Wollte man diesen Charakter durch den Hinweis auf die französische Einwanderung erklären, so wäre darauf zu erwidern, dass zahlreiche Colonien von Franzosen auch in anderen Theilen Deutschlands entstanden, bei deren gegenwärtiger Bevölkerung die Lust am Verneinen nicht auffallend hervortritt; dass ferner jene Einwanderer deshalb zur Flucht aus ihrer französischen Heimat gedrängt wurden,

¹⁾ Missbrauch der Sprache — bei Schmitz, Suppl. I, 107.

²⁾ Allg. Zeitg. 1874. Nro. 117.

³⁾ In der That urtheilt Wiese selbst nicht anders. In seinen Briefen über englische Erziehung (2. Aufl.) spricht er S. 62 von „einer gewissen negativen Richtung der wissenschaftlichen Auffassung überhaupt, die von den Universitäten in die Schulen gedrungen ist.“ Er fügt hinzu: die Jugend entwöhnt sich auf diese Weise auch von aller ihr so nöthigen Ehrfurcht vor dem wahrhaft Grossen und Bedeutenden und verirrt sich zuletzt in die Sucht an allem etwas auszusetzen, mag ihr der Gegenstand auch noch so wenig bekannt sein. Besonders in Norddeutschland ist diese Art des negativen Urtheils fast epidemisch geworden.

weil sie dem König und der grossen Mehrzahl ihrer Landsleute verneinend gegenüberstanden. Indess wollte Rodenberg mit seiner Darstellung sicherlich kein wissenschaftliches Urtheil über den Charakter der deutschen Sprache im allgemeinen aussprechen. Und doch dürfte sie in ihrer Beschränkung mehr Wahrheit enthalten, als die allgemeine Behauptung von dem verneinenden Zug der französischen Sprache. Mit grösserem Rechte könnte man in derselben einen Zug strenger Ordnung, strammer Subordination, bescheidener Fügung des Einzelnen in das Ganze finden und daraus wieder auf den Charakter des Volkes schliessen. Aus dem Studium einer wissenschaftlichen Grammatik dürfte jenes Urtheil kaum hervorgegangen sein; denn diese lehrt, dass den Franzosen weder zahlreichere noch stärkere Mittel der Verneinung zu Gebote stehen, als anderen Völkern. Man braucht daher nicht zu fürchten, dass der Knabe oder Jüngling durch die französische Sprache zur Verneinung oder Lüge hingezogen werde und die Fähigkeit bereitwilligen Jasagens verliere. Wahrscheinlich trifft Wieses Vorwurf die Literatur, und besonders die der Aufklärungsperiode, die allerdings gar manches, und zwar mit Fug und Recht verneint hat. *güt.* Aber selbst dann ist er in seiner allgemeinen Fassung ungerecht, denn die französische Literatur umfasst — vielleicht vorwiegend — auch solche Perioden, die von Verneinung nichts wissen. Und zu diesen gehört namentlich die klassische, auf welche die Schule zunächst gewiesen ist.

Zum Schlusse sei noch angeführt, was Aurelie in Wilh. Meisters Lehrjahren (V, 16) über die französische Sprache sagt. „Ein unglücklicher Eindruck, eine verhasste Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun da er mich los sein wollte, fing er an Französisch zu schreiben, was vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu

sagen erröthete, konnt' er nun mit gutem Gewissen (?) hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuss, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in Einem Worte auszudrücken weiss. Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle unter einander recht betrügen und belügen können! Seine französischen Briefe liessen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sichs einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau gesehen, waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre!“ — Hiezu ist Folgendes zu bemerken: 1) Man bedient sich wohl einer fremden Sprache, um der Vorstellung des Unangenehmen oder Unanständigen auszuweichen, den das deutsche Wort hervorbringen würde, jedoch nicht bloss der französischen, sondern auch der lateinischen Sprache. Ist nun aber das Feigenblatt schlechter als andere Blätter, weil es benützt wird die menschliche Blösse zu decken? 2) Wer Phrasen sucht, findet sie auch im Deutschen; wer aber französische Phrasen anwendet, eben damit es scheine, als ob er keine Phrasen mache, bezeichnet damit seinen eigenen Charakter, nicht den der missbrauchten Sprache. 3) Die Bedeutung, welche der Deutsche einem französischen Lehnwort gegenüber den einheimischen Ausdrücken gibt, beweist nichts gegen die französische Sprache, mag nun der Umfang seiner Bedeutung ausgedehnt oder eingeschränkt werden. Wie doch das Wort Malheur viel weniger bedeutet als unser „Unglück“, bemerkte einmal ein geistreicher Mann mitleidsvoll! Wenn aber perfid noch viel mehr ausdrückt als treulos, so wird das

dem Franzosen mit Unrecht zum Vorwurf gemacht. Perfide ist allerdings stärker als infidèle (s. Littré s. v.), gerade wie perfidus stärker als infidelis, „treulos“ stärker als „ungetreu“ (s. Döderlein, lat. Synon.). Von dem, was Aurelie in das Wort perfid hineinlegt, weiss indess weder Littré, noch die Akademie etwas. 4) Die ganze Stelle ist eingestandenermassen vom Hass eingegeben, an dem nicht die Sprache, sondern der ungetreue Liebhaber Schuld ist. — Und seinem Wilhelm Meister gibt Göthe die Antwort in den Mund: „Wie kann man einer Sprache feind sein, der man den grössten Theil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen eh' unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann?“ —

Alles, was von verschiedenen Seiten gegen die französische Sprache vorgebracht worden ist, dass sie nur eine Corruption des Latein oder eine entwurzelte, in ihrer Entstehung unorganische Sprache sei, dass sie zu hohlem Wortgeklingel, zur Beschönigung des Unangenehmen und Lasterhaften, zur Verneinung hinneige, Eigenschaften, die geeignet sein könnten, ihr Studium für die deutsche Jugend werthlos oder gar gefährlich erscheinen zu lassen, all dies erweist sich bei näherer, unbefangener Betrachtung als unbegründet. Das Wahre ist, dass die Erscheinungen, welche alle Cultursprachen zeigen, auch bei der französischen auftreten, und dass in der ganzen Summe der Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich von ihren Schwestern unterscheidet, keine einzige sich entdecken lässt, welche dem nationalen Bewusstsein oder der sittlichen Integrität derjenigen zum Schaden gereichen müsste, welche sich mit ihr als einer fremden Sprache in wissenschaftlicher oder schulmässiger Weise beschäftigen.

IV.

Zum Charakter der französischen Literatur.

Mit Sprache und Grammatik allein kann sich die Schule nicht beschäftigen, sie muss Literatur und Geschichte in den Kreis ihrer Thätigkeit hereinziehen; nicht Worte nur, sondern auch Gedanken und Thatsachen soll sie dem Schüler bieten. Allgemeine Uebereinstimmung herrscht darüber, dass von der französischen Literatur nur die letzten Jahrhunderte für den Schulunterricht in Frage kommen. Dagegen erheben sich nun mancherlei Bedenken. Vor allem: Ist der Inhalt der modernen Bildung eine passende Nahrung für den Geist der Jugend? Baumgarten: „Unsere Jugend kann aber nicht bloss den Inhalt unserer heutigen Bildung nicht bewältigen¹⁾, sondern dieser Inhalt ist auch selbst gerade seiner Aktualität wegen eine sittliche Gefahr für dieselbe“²⁾.

Versteht man unter heutiger Bildung die geistigen, politischen und socialen Bestrebungen der nächsten Gegenwart, so kann man Baumgarten beipflichten. Aber völlig ablehnend kann sich die Schule auch gegen diese nicht verhalten. Der deutsch-französische Krieg der letzten Jahre, die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches ist auch an den Schulen nicht spurlos vorübergegangen. Diese Thatsachen bilden zwar keinen

¹⁾ Vgl. dagegen die Ausführungen Bratuschecks (der Unterricht in der franz. Gramm. an der Realschule S. 25 ff.).

²⁾ Schmid, Encyclop. im Artikel über franz. Sprache.

Theil des Unterrichts, aber die Schuljugend wird doch zu den Festlichkeiten herangezogen, welche sich an die ruhmreichen Siege des deutschen Volkes knüpfen, damit sie an der freudigen Erhebung der Erwachsenen theilnehme und schon frühzeitig Liebe zum grossen, allen gemeinsamen Vaterland gewinne. Selbst wenn die Schule die geistigen Bewegungen der unmittelbaren Gegenwart ausschliessen wollte, es liegt doch nicht in ihrer Macht, die Schüler davon fern zu halten. Die geistige Luft, die sie ausserhalb der Schule athmen, trägt ihnen gar manches zu, Gutes und Schlechtes, das sich der Beobachtung des Lehrers entzieht. Sie lesen in öffentlichen Blättern die politischen und nichtpolitischen Ereignisse des Tages, sie studiren Zeitschriften, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgen, mit der Gegenwart bekannt zu machen, und dies doch immer von einem bestimmten Parteistandpunkt aus. Man hört häufig die Klage, dass die grosse Masse der stimmberechtigten Bürger gar zu unselbständig den Wortführern der Parteien folge und durch politische und religiöse Schlagwörter sich blenden lasse. Deswegen fällt der Schule die Aufgabe zu, das Verständniss der Gegenwart in einer Weise vorzubereiten, dass der abgehende Schüler dieselbe an die Vergangenheit anzuknüpfen im Stande ist. Um diese Aufgabe zu erfüllen, braucht man nicht Tagespolitik zu treiben, wohl aber dürfte man vielleicht der Geschichte der neueren Zeit einen breiteren Raum als bisher im Unterrichte zumessen, und es könnte nicht schaden, wenn neben der deutschen Geschichte die der Franzosen und Engländer etwas eingehender berücksichtigt würde. Denn nur der versteht die politische Entwicklung des deutschen Volkes richtig, der sie mit der Geschichte der beiden andern Völker vergleicht, wie zum Einblick in Bau und Charakter der deutschen Sprache und zur Fertigkeit in ihrer Handhabung die Vergleichung mit fremden Sprachen am meisten beiträgt. In der That geht auch die Schule in Geschichte und Literatur der Deutschen auf eine verhältnissmässig nahe Vergangenheit herab, und die Lehrbücher führen sie fort bis zum letzten Friedensschluss in Frankfurt. Aber ebenso wird

man auch Thierry und Guizot in der Schule lesen dürfen, ohne mit Baumgarten vorzeitige Erregung der Leidenschaften oder naseweise Blasirtheit im Urtheil der Schüler befürchten zu müssen. Diejenigen Werke, welche hier in Betracht kommen, die Erzählungen aus der Merovingerzeit, die Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen¹⁾, die Darstellungen aus der englischen Revolution²⁾, gehören zudem ihrer Abfassungszeit, noch mehr aber ihrem Inhalte nach einer schon ziemlich fern liegenden Vergangenheit an. Wollte man aus dem Schulunterricht alles verbannen, was an die Kämpfe der Gegenwart erinnert, so müsste man einen grossen Theil nicht nur der neueren, sondern auch der mittelalterlichen Geschichte streichen, vor allem den langen Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht, der in den Scenen zu Canossa und Anagni gipfelt. Wer in der Schule angeleitet wurde, diese Kämpfe in ihrem Entstehen zu beobachten und in ihrer Entwicklung zu verfolgen, wird sie im gegenwärtigen Stande mit grösserer Freiheit des Urtheils und mit weit weniger Leidenschaftlichkeit betrachten, ja selbst daran theilnehmen, als derjenige, dem ihr geschichtlicher Ursprung und Zusammenhang fremd ist. Andererseits ist es nicht unerhört, dass die Gegensätze der Gegenwart in die Geschichte der alten Welt hineingetragen werden. Ist der Schulunterricht so, wie er sein soll, dann wird blasirte Vornehmheit des Urtheils und die Neigung zu oberflächlichem Absprechen niemals entstehen, mag er das Alterthum oder die neuere Zeit zum Gegenstande haben.

Zwischen Schule und Leben soll keine Kluft bestehen; jene soll für dieses vorbereiten. Schleiermacher³⁾: „Wird der Uebergang in das Leben nicht erreicht, so ist man entweder auf falscher Fährte gewesen, oder man hat es nicht recht angefangen.“ Beck⁴⁾: „Die Schule darf in der geschichtlichen

¹⁾ Erschienen 1825.

²⁾ Erschienen 1826 — vollendet erst in den 50er Jahren.

³⁾ In der Erziehungslehre S. 609.

⁴⁾ Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben. Berl. 1872.

Entwicklung der Bildung nur so weit zurückgehen, dass sie mit dem Schüler am Ende der Schulzeit in der Gegenwart angelangt ist.“ Selbstverständlich ist aber derjenige am besten daran, dessen geschichtliche Kenntniss am weitesten zurückgeht. Was aber den sittlichen Gehalt der neueren Bildung im Vergleich zu der griechisch-römischen betrifft, so hat schon Mager ¹⁾ im Jahre 1843 das Richtige gesagt in folgender Stelle: „Es ist aber ebenso wahr, dass ästhetische Bildung nicht das Höchste ist, der ethischen vielmehr die höchste Stelle gebührt, und dass für diese durch das Studium der modernen Welt mehr gewonnen werde, als durch das Studium der antiken, dafür hat das Christenthum gesorgt, das wie unserm Staats- und Privatleben, so auch unserm Dichten und Denken einen Inhalt gegeben hat, der, verglichen mit dem Inhalte der antiken Welt, schlechthin als der bessere, menschlichere bezeichnet werden muss.“ Die oben gestellte Frage, ob der Inhalt der modernen Bildung eine passende Nahrung für die Jugend sei, ist daher entschieden zu bejahen. Wie verhält sich's aber mit dem Inhalt der französischen Bildung insbesondere, d. h. mit der französischen Literatur?

Ueber die gesammte Literatur eines Volkes ein zutreffendes und gerechtes Urtheil zu bilden, aus der unendlichen Reihe der verschiedensten, oft widersprechendsten Erscheinungen das Wesentliche herauszuheben und zu einem Gesamturtheil zusammenzufassen, ist eine gewaltige Aufgabe, und um so schwieriger, je reicher und mannichfaltiger diese Literatur ist. Selbst wenn der prüfende Blick sich nur auf die hervorragenden Schöpfungen richtet, ist die Aufgabe immer noch so gross, dass sie die Kraft des Einzelnen übersteigt. Theilung der Arbeit wird auch hier zur Nothwendigkeit, und man ist daher vielfach auf das Urtheil anderer angewiesen, die ihre Beobachtungen oft nach einem anderen sittlichen oder künstlerischen Massstab anstellten. Die Verschiedenheit des Standpunktes

¹⁾ Ueber Wesen, Einrichtung u. pädagog. Bedeutung des Studiums der neueren Sprachen und Literaturen.

hat gerade bei der französischen Literatur der neueren Zeit zu einer schroffen Scheidung der Urtheile geführt.

Man spricht häufig von ihrem verneinenden und zersetzenden Charakter, — mit Recht in Bezug auf die sogenannte Aufklärungsperiode, mit Unrecht, wenn man jenen Charakter der ganzen Literatur zuschreibt. Ein Blick auf die literarischen Erzeugnisse während Ludwigs XIV. Regierung, wie auf die Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt sofort die Haltlosigkeit der letzteren Annahme. Zu Richelieus Zeit hatte Descartes durch seine Philosophie eine mächtige Gährung unter den Gebildeten hervorgerufen; denn er setzte die zweifelnde und forschende Vernunft der Kirchenlehre entgegen und behauptete die Nothwendigkeit des Zweifels, um zu besserer Erkenntniss zu gelangen. Aber diese Gährung wurde unterbrochen und erstickt durch die Uebermacht der conservativen Richtung, die von Bossuet und Pascal vertreten war. Unbedingte Unterordnung unter die königliche Gewalt und gläubigste Kirchlichkeit gaben dem Zeitalter Ludwigs XIV. und der damaligen Literatur das eigenthümliche Gepräge; Kunst und Literatur dienten dem Königthum und seiner Verherrlichung. Gerade die dichterisch vollendetsten Stücke Corneilles, Cinna und Polyeukt, feiern, jenes das Königthum, dieses Christenthum und Kirche. Hettner¹⁾: „Es ist wahrlich mehr als Zufall, dass gerade Cinna und Polyeukt dichterisch am vollendetsten sind; die Tragödie Cinnas, welche das Königthum vorführt, wie es im sicheren Besitz der höchsten Gewalt die Aufstände, Verschwörungen und Verräthereien nicht mehr zu fürchten braucht, sondern sich nur um so tiefer befestigt, je huldvoller und hochherziger es vergisst und verzeiht; und die Tragödie des Polyeukt, welche mit warmer Glaubensinnigkeit die Kraft und Weihe der Kirche feiert, in welcher der neue Staat seinen Grund und seine Stütze findet.“ Diese Dienstbarkeit der Literatur ging so weit, dass eine wirkliche unparteiische Geschichtschreibung unter Ludwig XIV. gar nicht auf-

¹⁾ Die franz. Literatur des 18. Jahrh. S. 10.

kommen konnte. Denn es fehlte vor allem an der Kritik in jener Zeit, wo alles dem Glanz und der Herrlichkeit des Thrones sich beugte. Dieser Glanz erblich allmählich und erlosch auf einige Zeit, doch nicht für immer. Thron und Altar erstanden durch Napoleon aufs neue; sein mächtiger Wille schuf eine Restauration von Staat und Kirche, und Restauration ward die folgenden Jahrzehnte hindurch das Losungswort, wie auf allen andern Gebieten, so auf dem der Literatur. An einem Tage verkündete der Moniteur den Abschluss des Concordats und das Erscheinen von Chateaubriands berühmtem „Geist des Christenthums.“ Es war ein unabsichtlicher, aber durch den in der Zeit liegenden Gedanken geknüpfter Bund zwischen Staatsmann und Dichter, den alten zerstörten Bau wieder aufzurichten. Während jener den Grund legte und das zertrümmerte Mauerwerk wiederherstellte, unternahm es die Phantasie des andern, die inneren Räume mit farbenprächtigen Bildern auszuschnücken, deren genussvoller Anblick die von der rauhen Wirklichkeit zurückgestossenen Herzen mächtig anzog. In Chateaubriands Fusstapfen traten viele Schriftsteller; auch die romantische Schule schloss einen Bund mit der Kirche; andere suchten wenigstens zwischen den Vernunftssätzen der Aufklärung und dem Glauben der Kirche zu vermitteln. Zwei Epochen der modernen französischen Literatur, reich an hervorragenden Erscheinungen, schliessen sich in ihrem ganzen Wesen an das Bestehende, durch die Ueberlieferung von Jahrhunderten Geheiligte an. Sie sind aber ebensowohl Aeusserungen des französischen Geistes, wie die Werke des 18. Jahrhunderts. Beide Richtungen, die zweifelnde, verneinende und die kirchlich gläubige, lösen sich einander ab, wie Ebbe und Fluth; keine von beiden fliesst ausschliesslich aus französischer Quelle; beide sind die Wellenschläge einer allgemeinen Bewegung der Geister, welche fast ganz Europa in verschiedenen Zeiträumen hin und her durchfluthete.

Aber die Männer der Aufklärung haben nicht nur gefühllos verneint, sondern auch mit warmer Begeisterung geglaubt, aufgebaut nicht minder als zerstört. Indem sie die

Vorurtheile der Gesellschaft, die furchtbaren Missstände des staatlichen Lebens und den kirchlichen Aberglauben leidenschaftlich bekämpften, brachten sie die Vernunft wieder zu Ehren und verfochten begeistert Menschenrecht und Menschenwürde. Gegenüber den abfälligen und gehässigen Urtheilen über sie hat Hegel und später Hettner¹⁾ das Verdienstliche ihrer Bestrebungen hervorgehoben. Aber schon Herder hat es gewürdigt; der zweite Theil seiner Humanitätsbriefe enthält mehrere Aeusserungen, welche sonst nicht angeführt werden, wenn von seiner Ansicht über die Franzosen die Rede ist, und deshalb hier eine Stelle verdienen. S. 50: „Du guter Montaigne, ihr Dichter und Schriftsteller voriger, ruhiger und stürmischer Zeiten Frankreichs, und ihr, die ihr guter Genius bei Zeiten hinwegrief, Rousseau, Buffon, D'Alembert, Diderot, Mably, Duclos, was ihr und eure Genossen der Menschheit Gutes erwiesen, ist ein Gewinn für alle Völker.“ S. 271: „Voltaire selbst ist, was man auch dagegen sage, die Menschheit viel schuldig. Eine Reihe von Aufsätzen, zur Geschichte, zur Philosophie und Gesetzgebung, zur Aufklärung des Verstandes — bald in spottendem, bald in lehrendem Ton sind ihr (der Humanität) geschrieben.“ Es ist richtig, wahrhaft künstlerische Werke der Poesie hat die Literatur des 18. Jahrhunderts nicht hervorgebracht, ausser den Werken Beaumarchais', die Hettner als einzige Ausnahme anführt²⁾. Doch bietet die Prosa für Schullektüre manches vortreffliche Stück, während für Poesie die Zeit Ludwigs XIV., für Geschichtschreibung die Werke des 19. Jahrhunderts vorwiegend zu berücksichtigen sind.

Aber auch die Werke dieser Epochen trifft vielseitiger Tadel; sie verrathen, sagt man, die Neigung der Franzosen, zu repräsentiren, die Pflege der äusseren Form überwiege die Rücksicht auf Wahrheit, der glänzende Schein verberge nur die Nichtigkeit des Inhalts. Laas über und mit Lessing³⁾:

¹⁾ a. a. O. 545 f.

²⁾ a. a. O. 541.

³⁾ a. a. O. 65.

„Er zeigte seinen Deutschen ein widriges Bild hohler Glätte, ein Bild der Unwahrheit und Flachheit; sie sollten sich scheu zurückwenden vor diesen Franzosen. Gegen ihre hübschen Phrases fällt häufig die Wahrheit zu kurz; sie machen Effekt mit ihren Worten, aber was die berühmtesten Schriftsteller dieser volatilen Nation vorbringen, ist nicht selten rhetorischer als gründlich.“ Auf die Neigung zu repräsentiren macht Herder in den Humanitätsbriefen aufmerksam. S. 204: „Sein Kleinstes hat Frankreich bemerkbar zu machen gesucht; in allen Staatsveränderungen und Unterhandlungen hatte lange es die Hand und trat gern hervor zu sagen: sehet, dass ich da bin! und wie ich's treibe. Hiesse das nicht repräsentiren? Der Ton der guten Erziehung, des Unterschiedes der Stände, der anständigen Lebensart, des höflichen Ausdrucks, der ganze Charakter der französischen Sprache ist eine Art Repräsentation. Selbst wenn der Franzose mit Gott spricht, er repräsentiret.“ Aber wiederholt betont Herder, dass jene Neigung, wenn auch ein Fehler, so doch ein sehr verzeihlicher Fehler ist, der auch seine guten Seiten hat. „Was heisst hier repräsentiren? — Aus sich selbst etwas machen, sich werth halten und ein natürliches Bestreben äussern, dass auch der andere unsern Werth anerkenne; mit Einem Wort, sich ihm vorstellen, vorspiegeln. Wenn diese Selbstschätzung auf etwas Wahres und Gutes geht, ist sie nicht verwerflich; mancher andern Nation möchte man wünschen, dass sie sich selbst mehr anerkenne und ehre. Auch die Tendenz, in andrer Augen zu sein, was man gern sein möchte, ist aufmunternd, ein Sporn zu vielem auszeichnend Guten und Edeln.“ Und weiter: „Aber auch diese Eigenschaft ist kein Vorwurf. Denn bei dem Scheinen kann man ja auch sein, beim Repräsentiren auch leisten. Ausser den Griechen ist mir kein Volk der Geschichte bekannt, das beide Eigenschaften so leicht zu verbinden, so unvermerkt zu verschmelzen wusste, als dieses.“ Endlich: „Mit dem Wort Repräsentation auf dem Theater, in Gesellschaften, bei Aufzügen, Feierlichkeiten sollte gar nichts Nachtheiliges gesagt sein.“ Ganz fremd ist dem Deutschen

bei aller Innerlichkeit jene Eigenschaft auch nicht. So rühmt von ihm Gustav Freytag¹⁾: „Im Verkehr mit anderen Zucht zu bewähren, sich selbst gut darzustellen, Höheren Ehrfurcht zu erweisen, von Niedrigen Achtung auch in Gebarden und Anrede zu fordern, war von je deutsche Art gewesen“ — und bei der Schilderung der Waffenfeste des deutschen Bürgers vor dem 30jährigen Krieg und der damit verbundenen Aufzüge²⁾: „Unsere Vorfahren hatten Recht, wenn sie sich in solchen Aufzügen mit Selbstgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, schwere Stoffe, Seide und Sammt suchten auch mässige Männer bei festlichen Gelegenheiten zu tragen. Alle waren gewöhnt, sich vor andern sehen zu lassen, und wussten wohl, wie man stattlich einherschreiten musste.“ Jenes Selbstgefühl war freilich nach dem grossen Kriege verschwunden, womit sollte auch damals der Deutsche sich sehen lassen! Bei den Franzosen begann es gerade jetzt sich aufsmächtigste zu regen, und je mächtiger ihr nationales Selbstgefühl, desto grösser auch ihre Lust, bei anderen sich zu zeigen und etwas zu gelten. Dieses Streben, äusserlich etwas vorzustellen, bethätigen sie im Leben und in der Kunst, in Sprache und Literatur. Dadurch sind sie für lange Zeit Richter und Gesetzgeber des guten Geschmacks in Europa geworden; andere Völker haben von ihnen gelernt und sie eingeholt, ja überflügelt. Aber auf manchen Gebieten, z. B. dem der Kunstindustrie, behaupten sie noch immer den ersten Rang, wie vor Kurzem die grosse Ausstellung zu Wien gezeigt hat. Dass sie in Bezug auf sprachliche Darstellung auch jetzt noch nachahmenswürdige Vorbilder für uns sind, hat Dubois-Reymond in dem Vortrag über eine Akademie der deutschen Sprache³⁾ unumwunden ausgesprochen. Und für die formale Seite des sprachlichen Unterrichts ist ja gerade diese Eigenheit ihrer Literatur von höchster Wichtigkeit.

¹⁾ Bilder III, 269.

²⁾ Ebend. II, 2. 330.

³⁾ Berl. 1874.

Allerdings wird die an sich löbliche Eigenschaft übertrieben; die Rücksicht auf Schönheit der Form verdrängt sehr häufig das Interesse an der Wahrheit des Inhalts. Daher der Vorwurf hohler Wortmacherei. Ein neuerer Beobachter, Karl Hillebrand, äussert sich in seiner Schrift über „Frankreich und die Franzosen im 19. Jahrh.“ S. 72: „Auch des ewigen Voranstellens der Form wird der Fremde bald müde; nie hört der Knabe, der Jüngling, der Mann ein anderes Urtheil über ein Werk des Geistes als: *c'est bien écrit, ce n'est pas écrit*. Niemand fragt: wie ist's gedacht, wie ist's empfunden? Daher das unglaubliche Resultat, dass die veralteten Ideen Bossuets einem echten Franzosen heute noch ebenso hoch stehen, als Montaignes Originalität, Pascals Tiefe oder Voltaires Schärfe: *c'est une belle langue*, und das genügt, um den hohlen Rhetor den grössten Geistern der Menschheit gleichzustellen.“ Der Fehler wird von den Franzosen selbst erkannt und beklagt. Lanfrey, der Geschichtschreiber Napoleons I., nennt ihn „die Herrschaft der Phrase über die französische Einbildungskraft“¹⁾; ein Bericht über die Belagerung von Paris²⁾ tadelt bitter die tief eingewurzelte Neigung der Franzosen, „sich mit Worten zu bezahlen.“ Doch wer denkt hier nicht an Mephistopheles' Rath:

Im ganzen haltet euch an Worte!

Dann geht ihr durch die sichere Pforte

Zum Tempel der Gewissheit ein.

Und auf die bescheidene Erinnerung des Schülers: Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein, — die weitere Anweisung:

Schon gut! Nur muss man sich nicht allzuängstlich quälen;

Denn eben, wo Begriffe fehlen,

Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Mit Worten lässt sich trefflich streiten,

Mit Worten ein System bereiten,

¹⁾ Hist. de Nap. I. t. II. p. 202 l'empire de la phraséologie sur l'imagination française — bei Schmitz, Fortschr. III. p. VII.

²⁾ Viollet-Leduc, Mémoire sur la défense de Paris. Allg. Ztg. 1874. Nro 338.

An Worte lässt sich trefflich glauben,
Von einem Wort lässt sich kein Jota rauben.

Ein Schriftsteller, dem man nicht Mangel an Aufrichtigkeit vorzuwerfen pflegt, Joh. Scherr, macht am Schluss seiner Geschichte der deutschen Frauenwelt folgende Bemerkung: „Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar“ reden, so könnten wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phrase“ sprechen. Sie beherrscht, wie so ziemlich alles Uebrige, auch die weibliche Erziehung.“ Das Wort, die Phrase scheint demnach auch unter dem Volk der Denker ein wenig zu gelten; man braucht sich also nicht scheu zurückzuwenden von diesen Franzosen, die zwar häufig rhetorischer als gründlich sind, jedoch keineswegs immer.

Von Voltaire heisst es bei Laas¹⁾: „Lessing zeichnet uns den geistreichen, witzigen, aber oberflächlichen Menschen; es ist ihm ein wahres Vergnügen, nachzuweisen, wie abgesehen von anderen, mehr sittlichen Mängeln alles, was er schreibt, so blendend es auch ist, auch viel Falsches und Unbestimmtes enthält.“ Nun, wenn es weiter nichts ist — diesen Vorwurf werden nicht wenige unter den deutschen Gelehrten und Schriftstellern kaum von sich abzuweisen im Stande sein. Mag die grosse Masse des französ. Volkes noch so sehr von blendenden Phrasen beherrscht werden, mögen auch die Träger der Aufklärung oft genug in der Hitze des Kampfes es an genauer Prüfung und tieferer Begründung haben fehlen lassen, es wäre ungerecht, wollte man darum Oberflächlichkeit als einen wesentlichen Charakterzug des ganzen Volkes bezeichnen.

Die Thatfachen sprechen dagegen; denn auch Frankreich hat tiefe Denker und gründliche Gelehrte hervorgebracht. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. glänzten dort ein paar Philologen, „die an Umfang und Tiefe der klassischen Alterthumskunde alles übertrafen, was Italien hervorgebracht hatte und deren Gleichen es vielleicht nie wieder gegeben hat.“²⁾ Es

¹⁾ a. a. O. S. 64.

²⁾ Ranke, franz. Gesch. I, 373.

sind Henricus Stephanus und Joseph Scaliger. Die Philologen mögen vor allem an das grosse Wörterbuch der griechischen Sprache denken, durch welches der erstere in der Geschichte der Philologie seinen Namen in glänzendster Weise und auf ewige Zeiten berühmt gemacht hat. In der Geschichte der Philosophie nehmen Pascal und Descartes, mögen ihre Gedanken jetzt veraltet sein, als scharfsinnige, tiefe Denker einen ehrenvollen Platz ein. Vertots „Mon siège est fait“ ist zur herkömmlichen Bezeichnung geworden für einen Schriftsteller, der sich nicht allzueifrig um die Thatsachen bemüht, wenn nur die Worte schön lauten. Dagegen hat Montesquieu, der Vater der neueren pragmatischen Geschichtschreibung, auf die Vorbereitung und Ausarbeitung seines Werkes über den Geist der Gesetze volle zwanzig Jahre verwandt. Die encyclopädischen Wörterbücher von Bayle und Diderot sind die Frucht ungeheuren Fleisses und riesenhafter Gelehrsamkeit. Wie viele Deutsche gibt es denn, die das grosse, von den Benediktinern der Congregation des h. Maurus gegründete, später von verschiedenen Gelehrten fortgesetzte Werk über die Literaturgeschichte Frankreichs lesen? Nicht mit Unrecht nennen die Herausgeber des 23. Bandes das Werk einen Beweis für den ausdauernden Fleiss, dessen auch der Franzose fähig ist.¹⁾ Und ruhen die Geschichtswerke von Guizot und Thierry etwa nicht auf den umfassendsten und sorgfältigsten Quellenstudien? Thierry verlor bekanntlich durch anhaltende Arbeit das Augenlicht, aber selbst in dem hilflosen Zustande der Blindheit fand er noch die Kraft, die ausgedehntesten Forschungen anzustellen und drei seiner reifsten Werke daraus zu gestalten. Die Deutschen sind stolz auf ihren Jacob Grimm; aber der Franzose hat seinen Littré, der das grosse historische Wörterbuch der französ. Sprache, dessen Vollendung uns die jüngste Zeit brachte, fast ganz ohne Beihilfe ausgearbeitet hat.

²⁾ Un travail, qui, pour la difficulté, l'étendue et pour ce mérite enfin de la persévérance que les autres nations se plaisent à nous refuser, n'a encore d'égal chez aucune d'elles. — Schmitz Suppl. I, 47.

Neben den erwähnten Vertretern des historisch-philologischen Faches steht aber auch eine Reihe von grossen Gelehrten, welche auf dem Gebiet der mathematischen und Naturwissenschaften Vorzügliches geleistet haben. Ein Volk, das sich jener Männer rühmen kann, verdient nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit. Die Schule aber wird selbstverständlich nicht die oberflächlichen Erzeugnisse zur Lektüre wählen, wo ihr ein reicher Schatz der gediegensten Werke zur Verfügung steht.

Weitere Einwendungen gegen die französ. Literatur sind die: sie entbehre der wahrhaft klassischen Autoren, verleugne und verunreinige das Ideal und verfälsche das Alterthum. Deshalb sei sie für die deutsche Jugend kein passender, wahrhaft bildender Stoff.¹⁾ —

Das Wort „klassisch“ beruht auf dem *scriptor classicus* des Gellius, welcher damit einen Schriftsteller ersten Ranges, im Gegensatz zum *scr. proletarius* bezeichnet. Das deutsche Wort stammt erst aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, eine Uebertragung des nicht viel älteren französischen Wortes *classique*. Als erstes Beispiel gibt Littré eine Stelle aus einem Brief Voltaire's v. Jahr 1761 (*nos auteurs classiques*). Wohl die älteste oder eine der ältesten Stellen, wo das Wort vorkommt, ist der Vers *Ainsi finit ses jours le classique héros*²⁾ von Regnard (gest. 1710). Ueber die Bedeutung des Worts gibt Grimms Wörterbuch folgende Auskunft: Klassisch nannte man anfangs nur die mustergültigen Dichter und Schriftsteller des römischen und griechischen Alterthums, ebenso alles, was sich auf sie oder auf die alte Kunst oder auf die „Alten“ überhaupt bezieht; dann aber erweitert sich der Begriff in „mustergültig“ überhaupt, „künstlerisch vollkommen“, „zum Vorbild tauglich“.³⁾ In weiterer Entwicklung der Bedeutung tritt

¹⁾ Vgl. zu den folgenden Erörterungen Bratuscheck a. a. O. S. 22 ff.

²⁾ Dictionnaire étymolog. v. Noël-Charpentier s. v.

³⁾ Littré: *qui est regardé comme un modèle, qui fait autorité*. — Rivarol, Prospectus d'un nouveau dict. de la langue fr.: *On appelle livres classiques les livres qui font la gloire de chaque nation particulière, et qui*

„Klassisch“ in Gegensatz zu dem Begriff des Romantischen. Im vorliegenden Falle hat man es offenbar mit der zweiten Bedeutung zu thun; wenn nun klassisch so viel als mustergültig bedeutet, wer entscheidet dann, was diesen Namen verdient? Dass Meinungsverschiedenheiten hierüber obwalten, beweist schon der Umstand, dass man von „wahrhaft klassischen“ Autoren spricht, unter stillschweigender Voraussetzung bloss angeblicher oder vermeintlicher. Es ist das Schicksal der allgemeinen Begriffe, dass die Menschen je nach Neigung und Interesse, nach dem Parteistandpunkt, den sie einnehmen, dieselben in verschiedenem Sinne auffassen und auslegen, und jede Partei vermisst sich, die wahre Freiheit, wahre Frömmigkeit, wahren Geschmack und wahre Bildung zu pflegen. Aber — nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis. Wenn nun Jemand ein Kunstwerk nicht als wahrhaft mustergültig gelten lassen mag, so ist er schwerlich zu bekehren, und wenn man der französ. Literatur derartige Autoren abspricht, an wen soll man gegen solchen Richterspruch Berufung einlegen? Eben auch an den eigenen Geschmack und den der Freunde! Laas z. B. stellt ¹⁾ zwei antike und zwei moderne französische Geschichtschreiber in folgender Weise gegenüber: „Unsere Gymnasien treiben Thukydides und Tacitus; dafür bietet man ihnen auf Gewerbeschulen: Thierry und Guizot! Wie kann man so dem Vergänglichen dienen!“ Die Werke der beiden letzteren scheint er demnach den vergänglichen Erzeugnissen beizuzählen. Andere werden aber nicht bloss Thukydides und Tacitus, sondern auch Guizot und Thierry als Meister der Geschichtschreibung ansehen, deren Werke mit einander auf die Nachwelt kommen und Unsterblichkeit erlangen werden.

Die französischen Klassiker haben das Unglück gehabt, an Lessing einen Kritiker zu finden, dessen schwerwiegendes Urtheil ihr so lange behauptetes Ansehen in Deutschland fast

composent ensemble la bibliothèque du genre humain. Ils ne sont pas très nombreux.

¹⁾ a. a. O. S. 68.

vernichtet hat. An die Stelle früherer Verherrlichung und Nachahmung trat Geringschätzung und Vernachlässigung. Aber Lessings Ruhm bleibt ungeschmälert, wenn man bestrebt ist, an dem, was er tadelte, auch die gute Seite hervorzukehren und in solcher Weise sein Urtheil zu berichtigen, wie man ja auch seine Vorliebe für die Dramen Diderots nicht mehr theilt. So widmet Ranke in einem besonderen Capitel seiner französ. Geschichte¹⁾ den Tragikern unter Ludwig XIV. Worte voll wärmster Anerkennung. Hettner²⁾ bemerkt ausdrücklich: „Es ist Zeit, dass wir endlich diesen in Deutschland verkannten Dichtungen Corneilles und Racines wieder gerecht werden. Nicht bloss ihr Inhalt ist bedeutend, auch in der Form liegt gar Manches, was den wegwerfenden Ton nicht verdient, mit welchem wir Deutschen gewöhnlich von ihnen sprechen.“ In manchen Punkten entsprechen sie allerdings nicht dem heutigen Gefühl und den gesteigerten Forderungen des Geschmacks und erscheinen dem deutschen Leser fremdartig und mangelhaft. Als Grundmangel bezeichnet Hettner das Steife und Gradlinige trockener Verständigkeit und den vorwiegenden Hang nach dem Rhetorischen; dazu kommt, dass diese Tragiker unter dem Bann der berüchtigten drei Einheiten stehen, ferner bei der Wahl ihrer tragischen Helden die nothgedrungene Rücksicht auf die Etikette. Folgt nun aus diesen Ausstellungen, denen sich Jeder rückhaltlos anschliessen wird, dass jene Dichter keine wahrhaft klassischen Autoren sind? Die Frage muss verneint werden, will man anders alle Erscheinungen der Poesie mit gleichem, gerechtem Masse messen. Allgemein gilt der Grundsatz, dass jedes Kunstwerk mit Berücksichtigung der jeweiligen Culturzustände zu würdigen ist, in denen es wurzelt; denn jedes ist das Produkt zeitlich und räumlich bestimmter Faktoren, jedes trägt die Farben seines Zeitalters. Und so haben auch die französ. Dichter des 17. Jahrhunderts den Anspruch, die Erbschaft ihres Volkes und ihrer Zeit mit

¹⁾ II, 355 ff.

²⁾ a. a. O. 11.

der Rechtswohlthat des Inventariums anzutreten. Schiller und Göthe stehen dem heutigen Gefühl und Geschmack am nächsten; sie sind unsre Volksgenossen, nicht ferne liegt uns die Zeit ihres Schaffens. Obwohl unser Ruhm und Stolz, mussten sie sich doch gefallen lassen, von manchen Beurtheilern, welche den Massstab des schlechterdings Vollkommenen anlegten, gemeistert und hintangesetzt zu werden. Ferner steht uns schon Shakespeare, wenn auch der Sprössling eines stammverwandten Volkes. Sogar ein so begeisterter Ausleger, wie Gervinus, muss sich auf die zeitlichen Voraussetzungen seiner dichterischen Wirksamkeit berufen, um gar manches, was unserm Gefühl in seinen Werken widerwärtig ist, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu erklären. Die Roheit der Zeit in Sprache und Sitte, auf der andern Seite die damals auch in England verbreitete schwülstige und gezierte Manier der Italiener haben in seinen Werken sehr deutliche Spuren hinterlassen, die uns heutzutage anwidern und verletzen. Selbst in Bezug auf Anlage und Entwicklung der dramatischen Handlung sieht sich Gervinus einmal¹⁾ zu dem Geständniss genöthigt, des Dichters Genius schlafe, ganz zu schweigen von den Schwächen und Mängeln, welche der freiere Blick Rümelins an ihm gefunden. Die Werke der griechischen Tragiker, wenn sie auch zu den edelsten Blüthen des hellenischen, zu den herrlichsten Schöpfungen des menschlichen Geistes gehören, stehen der gegenwärtigen Bildung so fern, dass es abgesehen von philologischen Vorkenntnissen oft einer völligen Entäusserung moderner Gefühlsweise bedarf, um durch das Fremdartige und Verletzende unbeirrt zu reinem Verständniss und aufrichtigem Genuss ihrer Schönheit hindurchzudringen. Die Einförmigkeit des Inhalts, der bloss Götter und Heroen vorführt, das Walten des eisernen Schicksals, das, Götter und Menschen beherrschend, die Freiheit des Handelns aufhebt, die häufige Lösung der tragischen Verwicklung durch den *deus ex machina*, den Mangel scharfer individueller Charakterzeichnung könnte man mit dem-

¹⁾ In Antonius und Cleopatra.

selben Rechte anführen, um jenen Werken die Bezeichnung „wahrhaft klassisch“ zu versagen, wie man in dieser Absicht die Mängel der Franzosen hervorkehrt. Man darf eben nicht vergessen, dass Griechen, Engländer und Franzosen vorangehen mussten, ehe die grossen Dichter unseres Volks dem Drama die Gestalt und den Inhalt geben konnten, welche die Forderungen unseres sittlichen und ästhetischen Gefühls vollkommen befriedigen.

Die deutsche Jugend wird desshalb nicht nur Sophokles und Shakespeare, sondern auch Corneille und Racine lesen können, unbeschadet ihres guten Geschmacks und ihrer Sittlichkeit. Denn auch an sittlichen Ideen fehlt es weder den Dramatikern noch den französ. Schriftstellern überhaupt.

An die sittlichen Ideen ist wohl gedacht, wenn den Franzosen Verunreinigung des Ideals vorgeworfen wird. Im allgemeinen hat jede Zeit, jedes Volk, jede Partei ihre besondern Ideale; auch das sittliche Ideal war nicht immer das gleiche, nicht einmal innerhalb eines einzelnen Volkes und eines bestimmten Zeitraums, wie die verschiedenen Definitionen der griechischen Philosophen für den Begriff des höchsten Guten beweisen. Wer nun von der Wahrheit seines Ideals so tief durchdrungen ist, dass er es für einzig wahr und berechtigt hält, mag darum das andere verdammen, wenn es von dem seinigen abweicht; und so geht es mit dem sittlichen, wie mit dem künstlerischen Ideal. Indess, wenn man über das Wesen der Schönheit streitet, der Begriff von Gut und Böse, wenn auch von Denkern verschiedener Zeiten in mannigfachen Formen ausgeprägt, ist jedem Menschen ins Herz geschrieben, in seinem Gewissen fühlt er, was Recht und Unrecht ist, welchem Volk, welchem Geschlecht, welchem Glauben er auch angehöre. Die Schale, die äussere Gestalt mag wechseln; der Kern war und ist überall derselbe. Und aus der Lehre Christi ist ein Ideal des sittlichen Menschen hervorgewachsen, das die ganze moderne Welt beherrscht und auch in denen lebendig wirkt, die der Kirche gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen. So haben die Völker der Neuzeit einen gemeinsamen Grundstock sittlicher

Ideen, nach welchen sie das Verhalten des Einzelnen und seine Verantwortlichkeit bemessen. Und diese allgemeinen, sittlichen Ideen kommen auch in der französ. Literatur zu beredtem Ausdruck; wenn auch auf dem Grund dieser Ideen die Sitte in Frankreich anders sich gestaltet, als in Deutschland, so steht uns Deutschen das französ. Ideal doch viel näher, als das der Griechen und Römer.

Von Corneille sagt Ranke ¹⁾: „Das Wesentliche ist, dass er sich Begebenheiten und Helden der römischen Geschichte wählte, in denen einige grosse Ideen und Empfindungen hervortraten, welche allen Jahrhunderten angehören und für die das seine besonders empfänglich war; diese brachte er zur Darstellung“; so im Horace die Hingebung für das Vaterland und die Freudigkeit des Kampfes für dasselbe; im Polyeukt die siegreiche Macht und die Wahrheit der christlichen Ideen, im Cinna die Milde des Fürsten, welche die Rachsucht der besiegten Gegner entwaффnet. Ueber den sittlichen Gehalt Racines bemerkt er ²⁾: „Er wählt sich Helden und Heldinnen, um welche Tugend und Laster sich streiten; unvergleichlich weiss er den hin- und herfluthenden Wechsel unwillkürlicher Stimmungen eines weiblichen Herzens zu vergegenwärtigen; aber dabei gibt er etwas darauf, dass er schon den Gedanken des Verbrechens als Verbrechen erscheinen, den geringsten Fehler seine Strafe finden lässt. Und nicht ohne grossartige Wirkung ist seine moralische Tendenz geblieben: sein Britannicus hat spätere Könige erziehen helfen. Ueber Athalie schwebt ein Gefühl von Religion, das noch heut die Gemüther ergreift.“ — Den Tragikern und ihren Zeitgenossen erwachsen die sittlichen Ideen aus dem Anschluss an Staat und Kirche; die Philosophen des 18. Jahrh., im erbitterten Kampf gegen beide, zeigen sich nichts desto weniger von denselben Grundgedanken von Sittlichkeit erfüllt, mögen sie dem Deismus huldigen wie Voltaire und Rousseau, oder dem Materialismus, wie Diderot.

¹⁾ a. a. O. 364 f.

²⁾ a. a. O. 369.

Das Hauptgewicht legt Voltaire nicht auf die Glaubenssätze, sondern auf die Moral; und in der Sittenlehre, erklärt er, sind alle Philosophen von Zoroaster bis auf Lord Shaftesbury, so verschieden sie auch sonst denken mochten, immer übereinstimmend gewesen.¹⁾ Es ist ein besonderes Verdienst von ihm, dass er den schwankenden Bestimmungen Lockes gegenüber die unverrückbare Festigkeit und Ewigkeit von Tugend und Sitte mit eindringlichster Schärfe hervorhob und aufrecht erhielt.“²⁾ „Wie Lessing als das letzte Vermächtniss seiner innersten Ueberzeugungen das Testament Johannis hinstellte „Kindlein, liebet euch unter einander“, so verweist auch Voltaire, der jetzt doch immer der eitelsten Leichtfertigkeit und Selbstsucht angeklagt wird, im siebenten Gesang seines Lehrgedichts über den Menschen auf die Worte Christi: Aimez Dieu, mais aimez aussi les mortels, den edlen St. Pierre preisend, dass er das Wort bienfaisance erfunden habe, denn dieses Wort umschliesse alles, was Tugend und Sitte sei.“³⁾ Ebenso hält Diderot, vom materialistischen Standpunkte ausgehend, an den ewigen Grundlagen von Recht und Unrecht unerschütterlich fest: „Die Begriffe mögen sich in tausend verschiedenen Weisen ändern, aber das Wesen von Gut und Böse ist unabhängig und unveränderlich.“⁴⁾ Es ist wahr, der Kampf gegen die Kirche hat diese Schriftsteller zum giftigsten Spott, zu den leidenschaftlichsten Ausbrüchen hingerissen; davor möge die Jugend bewahrt bleiben. Aber Niemand denkt auch daran, gerade diejenigen ihrer Werke, die davon erfüllt sind, zur Schullektüre zu machen. Wollte man aber diese Schriftsteller von der Schule ausschliessen, weil ihre Sittlichkeit nicht auf dem Boden des Offenbarungsglaubens steht, so dürfte man auch die Klassiker der vorchristlichen Zeit beim Unterrichte nicht zulassen.

¹⁾ Hettner a. a. O. 212.

²⁾ Ebend. 209.

³⁾ Ebend. 213.

⁴⁾ Ebend. 331.

In dem von Gantter verfassten Artikel der Schmid'schen Encyclopädie über englische Sprache wird der französ. Sprache und Literatur für die Jugendbildung vorerst nur formaler Nutzen zugestanden. Ueber die Literatur heisst es aber insbesondere: „Erst der gereifte Mann kann sich die Schätze ihrer Literatur zu eigen machen, der Jüngling muss vor dem Loretenthum und der Demi-Monde-Literatur der letzten 30 Jahre zurückschaudern.“ — Ein sonderbarer Gegensatz! Man muss fragen: Warum soll nicht auch der Jüngling die Schätze der französischen Literatur sich zu eigen machen können, wenn auch nur zum Theil? Warum soll nicht auch der gereifte Mann vor der unsittlichen Literatur der letzten 30 Jahre Schauder empfinden oder wenigstens sie verachten? — Dagegen spendet Gantter dem Englischen das höchste Lob. Schon die Sprache ist ihm „die Trägerin der bürgerlichen Freiheit, der gesetzlichen Ordnung, der constitutionellen Regierungsweise, der Beredsamkeit, des Patriotismus, des nationalen Pflichtgefühls und der Familiengesittung.“ Indessen trotz ihrer grossen Verbreitung in Nordamerika scheint sie den Zeitungsberichten zufolge diese Güter und Tugenden nicht überallhin getragen zu haben oder in deren Ausbreitung durch die Einwirkung anderer, minder tugendhafter Sprachen einigermaßen behindert zu werden. Wenn er sagt, dass man die modernen englischen Romane jeder Tochter unbedenklich in die Hand geben kann, so mag dies im Grossen und Ganzen zutreffen. Aber man kann daran erinnern, dass dies von dem grössten Dichtergenius der englischen Nation nicht gilt. Wenigstens hat man es für nöthig erachtet, für Schule und Haus eine besondere Ausgabe von Shakespeare zu veranstalten, in welcher die anstössigen Stellen beseitigt sind.¹⁾ Man erinnere sich ferner, dass auch die vielgepriesene englische Literatur eine Periode aufweist, deren literarische Erzeugnisse im höchsten Grade unsittlich sind; es ist die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Zeit nach der Wiederherstellung des Königthums. Auch dafür mögen manche

¹⁾ Bowdler, Family Shakespeare. Schmitz Suppl. I, 89.

den französischen Einfluss verantwortlich machen, der damals auch in England herrschte. Allein ein Mann, der die politische und literarische Geschichte seines Volkes gewiss gründlich kennt, Macaulay, thut dies nicht; er findet, dass das Uebel dem heimischen Boden entsprossen ist, ein Vorbild darin, dass er die Verirrungen seines Volkes nicht einem andern in die Schuhe zu schieben sucht. Hätte man nur die Franzosen in allem nachgeahmt, sagt er in der Stelle, wo er von der Verworfenheit der englischen Literatur spricht. „Es wäre gut gewesen, wenn unsere Schriftsteller auch den Anstand nachgeahmt hätten, den ihre grossen französischen Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen beobachteten; denn die Zügellosigkeit der englischen Schauspiele, Satiren, Lieder und Romane jener Zeit bildet einen tiefen Flecken auf unserem Nationalruhm. Das Uebel lässt sich leicht bis zu seiner Quelle verfolgen.“¹⁾ Diese Quelle findet er nicht in Frankreich; vielmehr sieht er in dem Uebel einen natürlichen, aber wiederum ins Extrem fallenden Rückschlag gegen die Anschauungen und Stimmungen von Cromwells puritanischen Heiligen. Aber man braucht nicht einmal auf vergangene Zeiten zurückzugehen; auch die letzten 30 Jahre sind nicht frei von lasterhaften und verderblichen Machwerken der literarischen Industrie. Ein Bericht aus London vom Jahre 1868, den Bernhard Schmitz²⁾ nach der Vossischen Zeitung mittheilt, sagt darüber Folgendes: „Die Zunahme der Verbrechen hat die Aufmerksamkeit des Parlaments auf die gifthaltige Jugendliteratur gelenkt. — Auf Anordnung der Polizei sind in London eine Anzahl unanständiger Bücher confiscirt und verbrannt worden. — Das Brennmaterial bestand aus 35,000 Bänden.“ Solche Thatfachen werfen ein bedenkliches Streiflicht auf die vielgerühmte neueste Literatur Englands. Aber es wäre thöricht, wegen des Unkrautes die ganze Ernte zu verwerfen oder gar den Boden, auf dem es gewachsen, für vergiftet zu erklären. Wie in England, so erkennt

¹⁾ Macaulay, Gesch. v. Engl. übers. v. Lemcke. I, 262

²⁾ Fortschr. II, 137.

man auch in Frankreich die Gefahr der unsittlichen Literatur, und auch hier gibt es edle und einsichtsvolle Männer, die dem Uebel zu steuern suchen. Für deutsche Schulen ist aber selbstverständlich sowohl die französische, wie die englische Literatur dieses Schlags nicht vorhanden.

Was endlich den dritten Vorwurf betrifft, die französische Literatur verfälsche das Alterthum, so ist derselbe noch weniger begründet, als die eben besprochenen, dass sie der wahrhaft klassischen Schriftsteller entbehre und das Ideal verunreinige. Er beruht auf einer Verkennung dessen, was wir von den Kunstwerken vergangener Zeit zu fordern haben, und dessen, was die französ. Literatur der Schule bieten soll.

Corneille wurde von den Zeitgenossen gepriesen, dass niemals ein anderer es so gut verstanden habe, die Römer als Römer zu schildern; aber Ranke bemerkt auch, dieses Lob werde man heutzutage schwerlich wiederholen. Im Gegentheil, man hat gespottet, die antiken Helden und Heldinnen der französischen Bühne seien nichts weiter als Ludwigs XIV. Cavaliere und Hofdamen, in griechisches oder römisches Gewand gekleidet. Es ist aber hinzuzufügen, dass man auch von Shakespeares römischen Charakteren, so enge der Dichter auch seinen geschichtlichen Quellen sich anschliesst, bemerkt hat, es seien nach ihrem ganzen Dichten und Trachten keine Römer, sondern Engländer reinsten Blutes aus des Dichters Zeit. Selbst gegen Schiller ist geltend gemacht worden, dass er die Geschichte fälsche, weil er sich zur Erreichung seines dichterischen Zwecks in seinen Dramen erlaubt hat, die That-sachen und Charaktere der Wirklichkeit anders zu gestalten. Aber dem Dichter ist gestattet, nicht nur Costüme und Sitten, sondern auch die Begebenheiten zu verändern; kein geringerer, als Aristoteles hat ihm diese Freiheit eingeräumt. Er entschied¹⁾, „dass sich der Dichter um den wenigern Theil

¹⁾ Poetica c. 9: Ὅσῳ οὐ πάντως εἶναι ζητητέον τῶν παραδεδομένων μύθων, περί οὓς αἱ τραγωδίαί εἰσιν, ἀντέχεσθαι. Καὶ γὰρ γελοῖον τοῦτο ζητεῖν, ἐπεὶ καὶ τὰ γινώριμα ὀλίγοις γινώριμά ἐστιν, ἀλλ' ὅμως εὐφραίνει πάντας.

seiner Zuschauer, der von den wahren Umständen vielleicht unterrichtet ist, lieber nicht bekümmern, als seiner Pflicht minder Genüge leisten müsse ¹⁾.“ Von jener Freiheit machten auch die Griechen Gebrauch: „sie haben fremden Völkern, aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverständliche barbarische Sitten entkräften wollen. Auf das Costüme, welches unsern tragischen Dichtern so ängstlich empfohlen wird, hielten sie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perserinnen ²⁾ des Aeschylus sein ³⁾.“ Die augenscheinlichste Fälschung der Geschichte liessen sich aber die Maler des Mittelalters zu Schulden kommen, die ihren Gestalten aus der heiligen Geschichte nicht nur mittelalterliche Tracht, sondern auch den Gesichtstypus ihres Volkes geliehen, ja ihre Darstellungen oft ganz und gar auf den heimischen Boden verpflanzt und in heimische Umgebung gestellt haben. Niemand nimmt ein Aergerniss daran; denn man verlangt von dem Kunstwerk historische Treue nur in so fern, als es ein wahrheitsgetreues Bild von der Zeit geben soll, in der es entstand.

So muss man sich auch bei den französischen Tragödien griechischen oder römischen Inhalts über den Mangel an sogenannter Lokalfarbe hinwegsetzen, die man heutzutage verlangt; auch wird ihre ästhetische Betrachtung viel weniger gestört durch jene, doch nur nebensächlichen Aeusserlichkeiten, als bei den Malern des Mittelalters, deren Werke dem heutigen Beschauer in derselben Gestalt entgentreten, wie dem treuerherzigen, ungelehrten Publikum vergangener Jahrhunderte. Bei den Werken der Tragiker brauchen wir wenigstens die äusseren Zuthaten und Veranstaltungen der Aufführung nicht mit in Kauf zu nehmen. Corneilles römische Helden, im Hof-

¹⁾ Lessing Dramat. VIII, 240. Leipz. 1856.

²⁾ Wohl ein lapsus calami st. Perser.

³⁾ Ebend. 241.

kleide, mit Perrücke und Staatsdegen, würden uns höchst lächerlich vorkommen; wie aber, wenn wir etwa der Darstellung von Shakespeares Julius Cäsar auf der damaligen primitiven Bühne, oder gar der einer griechischen Tragödie im antiken Theater beiwohnen müssten, wo die Schauspieler mit Kopfwulst, die stehende, starre Charaktermaske vor dem Gesicht, auf hohem Kothurn einherschreitend ihre Rollen unter Flötenbegleitung vortrugen?

Man will aus Shakespeares römischen Stücken nicht Geschichte lernen; so darf man sie auch von den Dramen der französischen Dichter nicht verlangen. Unsere Schüler sollen sie nicht lesen, um Kenntniss des Alterthums daraus zu schöpfen, sondern um ihren Geschmack daran zu bilden, und wäre es auch nur durch Vergleichung der fremden Schöpfungen mit den Werken der heimischen Dichter. —

Alle bisher erörterten Urtheile über die französische Literatur sind richtig, wenn man sie auf einzelne Erscheinungen bezieht, aber unrichtig, einseitig und ungerecht, sobald sie allgemeine Geltung beanspruchen. Die meisten Einwendungen, die man gegen die Literatur der Franzosen erhebt, treffen zugleich die aller andern Culturvölker. Aus der gesammten fremdländischen Literatur der alten wie der neuen Welt hat aber die Schule auszuwählen, was dem Verständnisse der jeweiligen Altersstufe ihrer Zöglinge angemessen, der geistigen und sittlichen Bildung derselben förderlich ist.

Schlusswort.

Das Ergebniss der vorstehenden Betrachtungen ist also, dass weder die dermalige Ausdehnung des französischen Unterrichts an den Realschulen, noch der Hinweis auf die Geschichte des französischen Einflusses in Deutschland, noch der Charakter der französischen Sprache und Literatur die von Laas und anderen ausgesprochene Befürchtung rechtfertigen, als ob durch jenen Unterricht der nationalen Selbständigkeit und sittlichen Integrität des deutschen Volkes Gefahr drohe. Wenn daher Laas — ein wenig *de tripode* — ausspricht, dass die weithingelagerte Beschäftigung mit der französischen Sprache und Literatur, wie sie auf Realschulen üblich sei, aufhören müsse, „trotz aller schönen Redensarten über den hellen Glanz neuzeitlicher Bedürfnisse und Bestrebungen, über höhere Interessen der Menschheit“, so hat diese Forderung keinen Grund, sofern sie sich auf den Charakter der französischen Sprache und Literatur stützen will. Die nebenbei in seinen Worten enthaltene zarte Andeutung, als ob die Vertreter des französischen Unterrichts sich besonders gerne „schöner Redensarten“ bedienten, ist dabei entschieden zurückzuweisen; gerade die von ihm angeführten Ausdrücke stammen nicht von einem Anhänger der neueren Sprachen, sondern von einem klassischen Philologen, übrigens einem feingebildeten und hochverdienten Schulmanne. Müssten die klassischen Philologen vor dem Richterstuhl der strengen Wahrheit Rechenschaft ablegen

über jedes unnütze Wort, über jede „schöne Redensart“, womit sie die Bedeutung ihres Studiums verfechten, das Urtheil über sie dürfte kaum anders lauten als: *Intra muros peccatur et extra*, ja es würde vielleicht verschärft auf Grund eines gewissen Adelstolzes, mit dem viele dem jüngeren, aufstrebenden Fach der neueren Sprachen begegnen.

Der hier versuchte Nachweis, dass die deutschen Real- und Mittelschulen die französische Sprache zum Zweck allgemeiner Bildung ohne Schaden für Sittlichkeit und vaterländische Gesinnung pflegen können, ist zunächst allerdings nur ein negatives Ergebniss. Daneben erhebt sich noch die wichtige Frage, ob oder in wie weit das nationale Interesse die Erlernung des Französischen oder der neueren Sprachen überhaupt verlangt. Die Rücksicht auf den Grenzverkehr und auf den Reisenden kann nicht massgebend sein, wenn es sich um eine allgemeine Schuleinrichtung handelt; denn in diesem Fall müssten auch andere lebende Sprachen, selbst Russisch und Polnisch, Tschechisch und Ungarisch in den Schulen gelehrt werden. Aber man darf das Französische und Englische mit diesen Sprachen doch nicht auf gleiche Stufe stellen. Schon wenn man lediglich das Bedürfniss von Handel und Wandel ins Auge fasst, ist daran zu erinnern, dass Französisch und Englisch auch ausserhalb Frankreich und England gesprochen und geschrieben werden, während das Verbreitungsgebiet der slavischen Sprachen die Grenzen des betreffenden Volkes kaum überschreitet, so dass schon vom praktischen Gesichtspunkt aus jene Sprachen vor denjenigen aller übrigen Nachbarvölker einen gewissen Vorrang und Aufnahme in das Lehrprogramm der Schule beanspruchen könnten. Die Hauptsache ist aber, dass die französische und englische Sprache zwei grossen Culturvölkern angehören, von welchen das eine schon im Mittelalter, das andere in den zunächst vergangenen Jahrhunderten einen tiefgehenden Einfluss auf die innere Entwicklung des deutschen Volkes geübt hat, und mit welchen dasselbe gegenwärtig im lebendigsten geistigen Wechselverkehr steht.

Dass die Franzosen jetzt und voraussichtlich auf längere

Zeit unsere geschwornen, erbitterten Feinde sind, dass sie, wie es heisst, deutscher Einwirkung sich verschliessen oder — richtiger gesagt — verschliessen möchten, wenn sie könnten, ändert an dieser Sachlage nichts und braucht die deutsche Schule nicht zu beirren. Eine künftige Geschichte des deutschen Einflusses in Frankreich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts dürfte übrigens lehren, dass derselbe bedeutender war, als manche Franzosen zugeben wollen; mit welchem Eifer dieselben gegenwärtig die deutschen Verhältnisse studiren, zeigt fast jedes Heft der *Revue de deux mondes*. Dass sie aber nach der furchtbaren Demüthigung des letzten Krieges bitteren Groll gegen den Sieger im Herzen tragen, ist eine Aeusserung des französischen Patriotismus, den auch der bestgesinnte Deutsche anerkennen darf. Und wenn sie in ihrem Groll die Erlernung der deutschen Sprache als ein Mittel betrachten, um sich dadurch zur dereinstigen Rache vorzubereiten, so wird dieses Studium doch wieder zu einer besseren Werthschätzung deutschen Wesens und Lebens in ihnen beitragen. Sollte sie aber die Leidenschaft wirklich zu neuem Krieg hinreissen, dann wird die Kenntniss ihrer Sprache dem deutschen Heere ebenso gute Dienste leisten, wie im letzten Feldzuge.

Nach den grossen Verlusten der Jahre 1812—15 rühmten sie sich: „Unsere Literatur, unsere Ideen haben die Niederlagen unserer Soldaten gerächt.“ Ganz ähnlich trösteten sich die Römer über den Verfall ihrer politischen Grösse. Tausend Jahre nach dem Untergang des weströmischen Reiches schreibt Laurentius Valla ¹⁾: „Wir haben Rom verloren, wir haben die Herrschaft verloren, obgleich nicht durch unsere, sondern durch der Zeiten Schuld; aber in Kraft dieser glänzenden Herrschaft (des Latein) regieren wir noch über einen grossen Theil des Erdkreises. Unser ist Italien, unser ist Spanien, Deutschland, Pannonien, Dalmatien, Illyrikum und viele andere Völker. Denn wo römische Sprache herrscht, ist römisches Reich.“

¹⁾ Bei Raumer, *Gesch. d. Päd.* III, 1. S. 47.

Gewiss hat die Herrschaft des römischen und griechischen Alterthums die Bildung unsres Volkes mächtig gefördert, und noch heute besteht nicht nur ein ideales, sondern auch ein praktisches Bedürfniss, die Fäden des geistigen Zusammenhangs mit der antiken Cultur, wenn sie sich auch mit der Zeit gelockert haben, nicht zu zerreißen; aber ebenso gewiss fordert das Interesse des deutschen Volkes, dass mit Vergangenheit und Gegenwart derjenigen Völker, welche an der modernen Culturarbeit in hervorragender Weise Antheil genommen haben, rege Beziehungen unterhalten werden. Wenn nun das Gymnasium seine Aufgabe darin sieht, durch die Beschäftigung mit den alten Sprachen und deren Literatur seinen Schülern allgemeine Bildung zu gewähren, so kann die Realschule das gleiche Ziel erreichen durch den Unterricht in Sprache und Literatur der neueren Culturvölker. Beide Anstalten können daher recht wohl neben einander bestehen, denn sie ergänzen sich gegenseitig durch vorherrschende Betonung dort des antiken, hier des modernen Elements. Beide sind bestimmt und durch die Art ihres Lehrens befähigt, ihre Zöglinge zu freiem, selbständigem Arbeiten und Schaffen auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Lebens heranzubilden. Beide verbindet vor allem eine gemeinsame Pflicht: gewissenhafte und gründliche Pflege der deutschen Muttersprache. Dieses Ziel, das beiden in gleicher Weise vorgesteckt ist, sollte die streitenden Parteien der Schulmänner versöhnen und zu lebendigem Wetteifer vereinigen. So werden alle, jeder in seinem Kreise und mit seinen Mitteln, dem Vaterlande dienen. Denn „zuletzt wird jeden Dichter und jedes Volk die Geschichte nicht danach beurtheilen, was sie sich von andern anzueignen, nur danach, was sie selbst hervorzubringen im Stande waren“¹⁾.

¹⁾ Jak. Grimm, über Schule, Universität, Akademie. Auswahl aus den kleineren Schr. S. 200.



Von demselben Verfasser ist im Jahr 1873 erschienen:

Syntactische Studien zu Marot, ein Beitrag zur Geschichte
der französischen Syntax. 3^{1/8} Bog. 1 M.

C. H. Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen.



Glauning, Friedrich,

Der französische Schulunterricht und das nationale Interesse

Nördlingen 1875

Paed.th. 1642

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11320212-4